

## 6 Die Typikalität von Emotionsbegriffen: ihr Zusammenhang mit Erlebensdimensionen von Emotionen im semantischen Gedächtnis

Ulrich Mees und Annette Schmitt

### 6.1 Einführung

Die Emotion *Liebe* ist ein besseres Beispiel für die Kategorie „Gefühl“ als etwa *Dankbarkeit*, die Emotion *Ärger* gilt im Urteil von Befragten als repräsentativer (bzw. „prototypischer“) als z.B. die Emotion *Bewunderung* (s.u.). Wie sind solche Befunde zu erklären?

In den letzten Jahren ist der sog. Prototypenansatz auch in der Emotionspsychologie sehr einflussreich geworden. Emotionspsychologische Vertreter dieses Ansatzes (z.B. Aron & Westbay, 1996; Fehr, 1988; 1993; 1994; Fehr & Russell, 1984; 1991; Fitness & Fletcher, 1993; Frei & Shaver, 2002; Hassebrauck & Aron, 2001; Russell, 1991a; Russell & Fehr, 1994; Sharpsteen, 1993; Shaver, Schwartz, Kirson & O'Connor, 1987) gründen in ihren Arbeiten auf den Ausgangsuntersuchungen von Rosch und ihren Mitarbeitern, welche die sog. Prototypenkonzeption von Begriffen in ihrer expliziten Form vor mehr als dreißig Jahren begründeten (z.B. Rosch, 1973; 1978; Rosch & Mervis, 1975; vgl. a. Rosch, 1988, für einen historischen Rückblick).

Allgemein werden Begriffe bzw. Konzepte als mentale Repräsentationen aufgefasst, die Beschreibungen der zentralen Merkmale oder Eigenschaften von Objekt- oder Ereignisklassen umfassen (vgl. Medin & Goldstone, 1990).

Begriffe stellen die grundlegenden Bausteine unseres Denkens dar. Sie ermöglichen es uns, Objekte oder Ereignisse zu kategorisieren, also im Hinblick auf bestimmte Aspekte als äquivalent aufzufassen. Neben dieser Identifizierungs- und Orientierungsfunktion erlauben Begriffe das Schlussfolgern auf nicht direkt wahrnehmbare Merkmale; dies ermöglicht die Vorhersage künftiger Ereignisse. Und schließlich gewährleisten Begriffe erst eine sprachliche Kommunikation, was ein hinreichend übereinstimmendes Begriffswissen voraussetzt, das einerseits stabil, andererseits aber auch pragmatisch-flexibel sein muss (vgl. Eckes, 1996; Morger, 2000).

Nach Rosch und Mitarbeitern besitzen Systeme bzw. Taxonomien semantischer Kategorien sowohl eine vertikale als auch eine horizontale Dimension. Die *vertikale Dimension* bezieht sich auf das Inklusionsniveau der Kategorien. Dabei werden drei Niveaus unterschieden: das übergeordnete Niveau (z.B. Möbel), das mittlere Niveau (*basic level*) (z.B. Tisch) und das untergeordnete Niveau (z.B. Esstisch). Das mittlere Kategorisie-

rungsniveau (also das sog. Basisniveau) bietet den größten Informationsgewinn bei der geringsten kognitiven Anstrengung. Diese Ebene der mittleren Spezifiziertheit wird daher im Alltag bei der Klassifikation von Objekten bevorzugt. Dieser Befund bildet eines der stabilsten Phänomene bei der menschlichen Begriffsbildung (s.a. Hoffmann, 1994).

Auch Emotionsbegriffe<sup>1</sup> können hierarchisch gegliedert werden. So unterschieden z.B. Shaver et al. (1987) unterhalb der übergeordneten Ebene *emotion* auf dem mittleren Niveau Emotionen wie *love, joy, anger, sadness* und *fear*. Viele der Kategorien dieses Niveaus können noch weiter in Unterkategorien untergliedert werden (z.B. *annoyance* und *indignation* als Unterkategorien von *anger*).

Neben dieser vertikalen Dimension weisen Kategoriensysteme auch eine *horizontale Dimension* auf, die nach Rosch (1978) die Abgrenzung der Kategorien auf demselben Inklusionsniveau betrifft. Auf dem mittleren (also Basis-)Niveau der Kategorie „Möbel“ wären dies etwa Begriffe wie „Tisch“, „Stuhl“, „Lampe“ usw., auf dem Basisniveau der Kategorie *emotion* eben die bereits erwähnten Emotionsbegriffe wie *love, joy* usw.

Die Anhänger des Prototypenansatzes grenzen diesen gerne von der sog. „klassischen Theorie“ ab. Diese geht (seit Aristoteles) davon aus, dass ein Konzept durch bestimmte Kriterien definiert wird. Genauer: Die Eigenschaften bzw. Merkmale, die ein Konzept (bzw. eine Kategorie) umfasst, sind einzeln notwendig und zusammen hinreichend, um das Konzept zu definieren. Damit ein Merkmal einzeln notwendig ist, muss jedes Beispiel des Konzepts dieses Merkmal aufweisen; damit ein Satz von Merkmalen gemeinsam hinreichend ist, muss jede Instanz, die diesen Satz aufweist, Mitglied des Konzepts sein. Smith (1989, p. 502) verdeutlicht dies durch das Beispiel: „Großmutter“. Dabei müssen zwei kritische Merkmale vorliegen: *weiblich sein* und *Elternteil eines Elternteils sein*. Jedes dieser beiden Merkmale ist notwendig und beide zusammen sind hinreichend für die Definition des Begriffs „Großmutter“.

Nach dieser klassischen Sichtweise wird die Mitgliedschaft in einer Kategorie also bestimmt durch einen umschriebenen Satz gemeinsamer Merkmale oder Kriterien: „Alle Mitglieder besitzen alle definierenden Kriterien, alle Mitglieder sind gleich in ihrer Mitgliedschaft, und Mitglieder können präzise von Nichtmitgliedern unterschieden werden“ (Russell, 1991a, p. 38).

Demgegenüber belegten die Vertreter des Prototypenansatzes seit den siebziger Jahren durch eine Reihe empirischer Studien, dass Begriffe bzw. Kategorien im Urteil befragter Personen nicht durch Angabe einer Reihe notwendiger und insgesamt hinreichender Kriterien „klassisch“ definiert werden. Statt dessen sei die Mitgliedschaft in einer natürlichen Kategorie besser als „probabilistisch“ (Medin, 1989) oder als eine Sache des Mehr oder Weniger aufzufassen denn als eine Sache des Alles oder Nichts. In vielen Studien wurde bestätigt, dass Probanden (Pbn) spezifische Beispiele für irgendein natürliches Konzept in eine reliable Rangfolge bringen im Hinblick darauf, „wie typisch“ oder „ein wie gutes Beispiel“ diese Beispiele für das Konzept sind; Kategorien haben also eine abgestufte Struktur derart, dass einige Mitglieder der Kategorie als typischer aufgefasst werden als andere: Ein Spatz stellt psychologisch gesehen ein besseres Beispiel eines Vogels dar als etwa ein Pinguin.

Es lassen sich folglich gute bzw. typische Beispiele einer Kategorie von mittelmäßigen und schlechten Exemplaren unterscheiden; dabei sind sogar die Grenzen eines Begriffs gelegentlich unklar bzw. verschwommen (*fuzzy*).

Mit Prototypikalität (oder Typikalität bzw. Typizität <sup>2</sup>) ist also die Güte bzw. Repräsentativität eines Beispiels für eine bestimmte Kategorie gemeint.

Es ist unbestritten, dass auch Emotionskonzepte Prototypen verkörpern: *Anger* ist ein besseres Beispiel (also prototypischer) für die Kategorie *emotion* als etwa *wrath*, die Emotion *love* ist prototypischer als die Emotion *respect* usw. (s. Fehr & Russell, 1984; Shaver et al., 1987).

Wie Rosch und andere gezeigt haben, korrelieren die Typikalitätseinstufungen im allgemeinen hoch signifikant positiv mit einer Reihe von Informationsverarbeitungsmaßen (im Überblick s. Smith, 1988; Medin, 1989).

Entsprechende Studien von Fehr und Russell erbrachten vergleichbare Resultate auch bei den Emotionsbegriffen: Danach produzierten die Pbn eine reliable Rangreihe von besseren zu schlechteren Beispielen für die Kategorie Emotion. Der Wert für die Beispielgüte jeder dieser Emotionen korrelierte mit der Häufigkeit und Schnelligkeit, mit der dieser Begriff in den Sinn kam, wenn die Pbn aufgefordert wurden, Beispiele für die Kategorie *emotion* aufzulisten („Exemplar-Produktion“); ferner korrelierte die Typikalität mit der Wahrscheinlichkeit, mit der ein Beispiel unter die Oberkategorie *emotion* eingeordnet wurde („Kategoriedominanz“); des Weiteren korrelierte die Typikalität mit der Schnelligkeit, mit der das Beispiel durch das Wort *emotion* ersetzt werden konnte, ohne künstlich zu klingen, sowie schließlich mit dem Ausmaß, in dem das Beispiel mit anderen Emotionskategorien desselben (mittleren) Niveaus in Bezug auf gemeinsame, geteilte Merkmale als ähnlich eingestuft wurde (s. z.B. Russell, 1991a).

Russell und Fehr sehen in dieser abgestuften Struktur von Emotionskonzepten ein Hauptargument gegen die Gültigkeit des klassischen Ansatzes bei der Definition sowohl des Konzepts „Emotion“ allgemein als auch einzelner Emotionskonzepte: Es gäbe keine allen Mitgliedern der Kategorie „Emotion“ gemeinsamen definierenden Merkmale und keine festen Grenzen zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern dieser Kategorien (vgl. Russell, 1991a; Russell & Fehr, 1994).

Die zentrale Frage, *warum* manche Mitglieder in einer Kategorie als prototypischer betrachtet werden als andere, beantworten Fehr und Russell (z.B. 1984; 1991) mit Verweis auf das Konzept der *Familienähnlichkeit* nach Wittgenstein: Danach sind Mitglieder einer Kategorie durch ein komplexes Muster sich überkreuzender und überlappender Attribute gekennzeichnet, wobei kein einziges Attribut von allen Mitgliedern geteilt werden muss. Der Begriff Familienähnlichkeit bezieht sich auf das Ausmaß, in dem ein Mitglied diesem Grundmuster ähnelt. Ein Exemplar ist danach um so prototypischer für eine bestimmte Kategorie, je mehr seiner Merkmale von anderen Kategoriemitgliedern geteilt werden.

Während die Hypothese, wonach die Familienähnlichkeit mit der eingestuften Typizität von Begriffen korreliert, in den Ausgangsuntersuchungen von Rosch und Mervis (1975) bestätigt werden konnte, zeigten sich unterschiedliche Ergebnisse in den entsprechenden

emotionspsychologischen Untersuchungen von Fehr und Russell. Frühere Studien (Fehr & Russell, 1984) erbrachten *keinen* klaren Hinweis auf Familienähnlichkeitseffekte innerhalb des Emotionsbereichs: Die Familienähnlichkeitswerte für den Begriff *emotion* korrelierten am niedrigsten mit jedem von acht Indizes der abgestuften Struktur dieses Begriffes. Dagegen ergab sich in einer entsprechenden Untersuchung der Typikalität von Unterkategorien des Konzepts *love* eine Bestätigung der Ansicht, dass die Familienähnlichkeit die Typikalität vermittelt: Die Familienähnlichkeit war das Maß, das am höchsten mit dem Typizitätsrating korrelierte ( $r = .86$ ; Fehr & Russell, 1991).

Fehr und Russell ziehen daraus den Schluss, dass die Familienähnlichkeit als Mediator von Typikalitätseffekten im Bereich der Emotion zu gelten habe (a.a.O., p. 433).

Damit erweisen sich Fehr und Russell als Vertreter eines *radikalen Prototypenansatzes*: Der Prozess des Kategorisierens besteht danach nicht mehr in der Anwendung einer Definition, sondern im Veranschlagen von Ähnlichkeiten. Diese Sichtweise wird auch als „probabilistische Theorie“ bezeichnet (Smith & Medin, 1981). (Auf weitere Unterscheidungen innerhalb dieses probabilistischen Ansatzes wie etwa dem sog. Exemplar-Ansatz, der davon ausgeht, dass Konzepte durch bestimmte einzelne Exemplare repräsentiert werden, wird hier nur verwiesen; vgl. dazu kritisch Seiler, 2001, S. 150).

Diese radikale Prototypen-Auffassung kann jedoch problematisiert werden. Ein *erster Einwand* bezieht sich auf die Erklärung der Ähnlichkeit in den probabilistischen Modellen. Wenn Objekte auf der Grundlage von ähnlichen Merkmalen mit einem abstrakten Konzept einer Kategorie klassifiziert werden, ergibt sich das Maß dieser Ähnlichkeit aus der Auswahl und Gewichtung der Merkmale für die Zielkategorie. Es bleibt jedoch völlig offen, auf welcher Grundlage die Auswahl und Gewichtung dieser Merkmale erfolgt (vgl. z.B. Morger, 2000).

Die sog. *erklärungsbasierten Theorien* (z.B. Murphy & Medin, 1985) versuchen, darauf eine Antwort zu geben. Danach seien *intuitive Theorien* der Probanden für die Auswahl und Gewichtung konzeptrelevanter Merkmale verantwortlich.

Eine Begriffsrepräsentation besteht dementsprechend aus dem Wissen über korrelierte Merkmale *und* dem Wissen über zugrunde liegende Prinzipien, die diese Korrelation erklären.

Nach dieser Auffassung reicht die Tatsache der abgestuften Struktur von Konzepten nicht zum Verständnis und Erwerb dieser Konzepte aus. So hat Keil (1989) in einer Reihe von Experimenten gezeigt, dass sich Kinder von einer früheren Perspektive auf die Welt, die durch Wahrnehmungsähnlichkeit dominiert wird, ablösen und zu einer Perspektive gelangen, die beherrscht wird von strukturellen Konzepten der Verursachung und konstituierenden Kernelementen. Keil und Battermann (1984) konstruierten z.B. Paare unterschiedlicher Beschreibungen für eine Reihe von Verwandtschaftsbegriffen (wie z.B. „Onkel“); die „charakteristischen“ Beschreibungen bezogen sich auf kennzeichnende Merkmale wie etwa, dass Onkel Erwachsene sind, sich freundlich zu den Eltern verhalten und Geschenke mitbringen; dabei war das „definierende Merkmal“, wonach ein Onkel der Bruder eines Elternteils ist, nicht mit aufgeführt. In einer anderen Versuchsbedingung wurde dagegen dieses definierende Merkmal genannt zu-

sammen mit sonst sehr uncharakteristischen Attributen. Keil und Battermann fanden einen Wechsel von „charakteristischen“ zu „definierenden“ Merkmalen für alle Begriffe: Während jüngere Kinder die charakteristischen Merkmale als Beispiele des Begriffs bestätigten und die uncharakteristischen, aber definierenden Beispiele verwarfen, zeigten ältere Kinder das entgegengesetzte Ergebnismuster.

Oshershon und Smith (1981; 1982) bemängelten an den probabilistischen Modellen, dass sie die menschliche Fähigkeit zu logischen Schlussfolgerungen nicht erklären können. Sie schlagen eine Zweiteilung vor: Danach müsse man zwischen einem *Begriffskern* und den sog. *Identifikationsprozeduren* unterscheiden. Dem Begriffskern wird eine klassische Struktur zugeschrieben, während die Identifizierungsprozeduren über die Zuordnung eines konkreten Objekts unter den Begriff entscheiden. Dabei gelten die klassischen begriffstheoretischen Annahmen für den Begriffskern, während die Identifikationsprozeduren Grundlagen und Ursache der Typikalitäts-Effekte sind.

Auch Clore und Ortony (1991) vertreten die Auffassung, dass erst eine Synthese von klassischem und Prototypenansatz der Komplexität der Sachlage gerecht würde: Während die Mitgliedschaft eines Exemplars zu einer bestimmten Kategorie häufig durch seine Ähnlichkeit mit dem Prototypen identifiziert werden kann, erlaubt der „klassische“ Ansatz Schlussfolgerungen und Erklärungen: So sei die prototypische „Urgroßmutter“ wahrscheinlich an ihrem silbergrauen Haar und ihrer fragilen Gestalt identifizierbar. Andererseits gehört zum Konzept der „Urgroßmutter“ aber auch das Wissen, *warum* eine bestimmte Urgroßmutter die Eigenschaften hat, die sie hat: Sie ist alt, weil sie bereits Mutter eines Großelternteils ist.

Diese Argumente und Ergebnisse legen also insgesamt die Annahme nahe, dass der Prozess der Kategorisierung neben Typikalitätseffekten auch Definitionsmerkmale von Kategorien einschließt (s.a. Sloman, Love & Ahu, 1998).

Die Tatsache, dass sich im alltäglichen Urteilsverhalten Typikalitätseffekte finden lassen, widerlegt im übrigen nicht, dass Begriffe auch konstitutive Kernelemente beinhalten: So fanden Armstrong, Gleitmann und Gleitmann (1983) Typikalitätseffekte selbst beim klassisch definierten Zahlenbegriff. Solche Befunde werfen natürlich die generelle Frage auf, ob es überhaupt zulässig ist, von den Urteilsreaktionen auf die Art des ihnen zugrunde liegenden Begriffs zu schließen (s.a. Seiler, 2001): Wenn Pbn z.B. nicht darin übereinstimmen, ob bestimmte Begriffe zu einer bestimmten Kategorie gehören, bedeutet dies nicht zwangsläufig, dass diese Kategorie keine definierenden Merkmale aufweist; es kann schlicht auch bedeuten, dass die Urteilenden unterschiedliches, z.T. auch fehlerhaftes Wissen von dieser Kategorie besitzen oder unterschiedliche Überzeugungen haben, welche Merkmale der jeweilige Kandidat aufweist. Auch wenn etwa die Mehrzahl von Laien auf eine entsprechende Frage den Wal der Kategorie „Fische“ zuordnen würde, ließen sich Experten dadurch wohl kaum von ihrer Klassifikation des Wals als Säugetier abbringen. Wie Laien Begriffe verstehen und ordnen, ist eine psychologisch interessante Untersuchungsfrage; davon unabhängig ist aber, ob es sich bei diesen Begriffen um logische bzw. klassisch zu definierende Begriffe handelt oder nicht: Beides darf nicht miteinander verwechselt werden (s.a. Sutcliffe, 1993).

Ein *zweiter Einwand* richtet sich gegen die Verwendung des Konzepts der Familienähnlichkeit zur *Erklärung* der Prototypikalität von Kategorienmitgliedern. Dieser Einwand ist grundsätzlicher Art. Seiler (2001, S. 150f.) formuliert ihn wie folgt: Da das Konzept der Familienähnlichkeit kein Merkmal voraussetzt, das allen Gegenständen gemeinsam wäre und die Grundlage der Ähnlichkeit liefern könnte, gibt es überhaupt kein Bindeglied, das die Klasse zusammenhält; ein wechselndes Kriterium kann aus sich heraus die Einheit einer Klasse nicht begründen: „Mit einem Wort, Familienähnlichkeit kann die Klasse nicht konstituieren, sie kann erst dann zum Vergleich und zur Analyse herangezogen werden, wenn die Klassenzugehörigkeit der Glieder durch ein anderes Kriterium (z.B. gemeinsame Eltern bei der Familie) schon feststeht“.

Und weiter: „Es hilft auch nicht, gegen eine solche Argumentation einzuwenden, die kategorisierende Zusammenfassung von Gegenständen stütze sich in einem ersten Schritt auf eine globale, intuitiv wahrgenommene Ähnlichkeit, die den eigentlichen Kitt der Kategorie ausmache, und die erst in einem zweiten Schritt analysiert werde, wenn die Kategorie zumindest versuchsweise schon gebildet sei. Woran soll aber eine solche globale Ähnlichkeit festgemacht werden, wenn nicht entweder an einem einheitlichen Gesichtspunkt des klassifizierenden Subjekts oder an Eigenschaften, die es als den Gegenständen gemeinsam postuliert?“ (a.a.O., S. 151).

Dieser Einwand entzieht dem Versuch von Prototypentheoretikern (wie Fehr und Russell), die abgestufte Struktur einer Oberkategorie wie *emotion* oder von Basisniveau-Kategorien wie *love* und *anger* mit Hilfe der Familienähnlichkeit zu erklären, gewissermaßen den Boden unter den Füßen. Denn mit der Darbietung z.B. der Oberkategorie *emotion* wird die zu beurteilende „Familie“ bereits vorgegeben und kristallisiert sich nicht erst aus einem weiten Begriffsfeld (etwa „affective experience“, s. Russell, 1980<sup>3</sup>) heraus.

Und vor der empirischen Analyse des Zusammenhangs zwischen empirischen Familienähnlichkeitsmaßen und der Typikalität für das Konzept *emotion* (a.a.O., Studie 6) gaben diese Autoren den Pbn in der Instruktion sogar explizite Beispiele für mögliche Attribute vor (verdeutlicht anhand der Emotion *terror*), so etwa: „Eine drohende Gefahr nähert sich der Person“; „ihre Aufmerksamkeit ist auf diese Bedrohung gerichtet“; „ihr Herz schlägt schnell, ihre Knie zittern, ihre Augen sind weit aufgerissen, ihre Handflächen schwitzen“; „Bestimmte Gedanken rasen durch ihren Kopf“; „Unangenehme Empfindungen werden erlebt“; „Die Person rennt so schnell sie kann weg“; „Nach ein paar Minuten verspürt sie Erleichterung“ (u.a.m.) (*eigene Übersetzung*).

Diese vorgegebenen Attribute von Emotionen (also: die Art des auslösenden Ereignisses, die gerichtete Aufmerksamkeit darauf, das Erleben körperlicher Empfindungen, bestimmte Gedanken und Handlungen einschließlich ihrer Folgen) suggerieren natürlich geradezu die „richtigen“ Merkmale der Emotionsfamilie.

Wenn aber die Familienähnlichkeit als Erklärung für die abgestufte Struktur von Begriffen entfällt, welche anderen Faktoren könnten dann die Typikalität von Emotionsbegriffen begründen?

## 6.2 Theoretischer Hintergrund

Zunächst soll festgehalten werden, dass Emotionen bzw. ihre begrifflichen Repräsentationen einerseits abstrakter sind als die bisher in der Prototypen-Begriffsforschung überwiegend verwendeten einfachen Objektbegriffe (also die Basisbegriffe von konkreten Gegenständen wie etwa Tisch, Eiche, Spatz usw.); diese begünstigen natürlich Kategorisierungen aufgrund ihrer visuellen Wahrnehmbarkeit.

Andererseits bilden Emotionen aber einen gewichtigen Bestandteil des lebensweltlichen, phänomenalen Erlebens. Emotionsbegriffe nehmen so gesehen eine Zwischenstellung ein zwischen Begriffen, die sich auf konkrete Objekte beziehen, und eher „alltagsfernen“ abstrakten Begriffen wie „Raum“, „Zeit“ usw.

Wir gehen nun von folgenden Annahmen aus:

Beurteilungen der Typikalität von Emotionen sind Teil unseres semantischen Wissens über Emotionen. Während *episodisches Wissen* individuell-erfahrungsbedingt, ereignisspezifisch und kontextabhängig ist und Einzelheiten von Raum und Zeit enthält, ist *semantisches Wissen* konzeptuell, dekontextualisiert und kulturell vermittelt (vgl. Tulving, 1984; 1993; zu feineren Unterscheidungen s.a. Bahrack, 1996).

Semantisches Emotionswissen bezieht sich auf Überzeugungen hinsichtlich des Konzepts der Emotionen sowie auf die eigenen Emotionen im allgemeinen; dagegen beinhaltet episodisches Emotionswissen die Erinnerung an einzelne Emotionserlebnisse bzw. aktuelle emotionale Zustände (vgl. Robinson & Clore, 2002a, 2002b).

Dass auch Typizitätsurteile von Emotionsbegriffen zum kulturell vermittelten semantischen Emotionswissen gehören, ist durch die Tatsache belegbar, dass die Rangreihe der Typikalitätsratings von Emotionsbegriffen innerhalb einer Kultur über verschiedene Einschätzungsmethoden und Stichproben hinweg hoch reliabel ist (s. z.B. Mees, Bielser & Schmitt, 1998). Dies gilt auch für die Merkmale, die übereinstimmend von den Beurteilern als „zentral“ für eine Emotion wie etwa die Liebe angesehen werden (vgl. Fehr, 1993). Dieser hohe Konsens weist darauf hin, dass auch die Typikalitätsurteile Teil des gemeinsamen semantischen Wissens sind, das sozial konstruiert bzw. geformt wird.

Trifft dies zu, so erscheint die Annahme plausibel, dass die Typikalitätseinschätzungen von Emotionsbegriffen in enger Beziehung mit wichtigen Dimensionen des Erlebens der durch die Begriffe repräsentierten Emotionen stehen, die ja ebenfalls Teil des semantischen Emotionswissens sind. Diese Erlebensdimensionen (s.u.) bilden als erfahrungsbasiertes Wissen über Emotionen u.E. auch die Basis von Typikalitätsurteilen. Wir erachten es somit nicht als beliebig, *welche* Attribute für Typikalitätsurteile herangezogen werden. Diese erlebensbezüglichen Dimensionen sollten demnach eng mit den Typikalitätseinschätzungen korreliert sein, und sie sollten eine kohärente Struktur bilden.

Unser kulturelles bzw. semantisches Wissen über Emotionen ist außerordentlich umfangreich. Es umfasst z.B. das Wissen davon, was eine Emotion überhaupt „ist“, also die Bedeutung von Emotionsbegriffen; ferner schließt es die Regeln ein, die vorgeben, welche Emotionen in welchen Situationen „richtigerweise“ zu erleben sind („feeling

rules“, Hochschild, 1983); des Weiteren umfasst das semantische Wissen die Regeln, die sich auf die angemessenen Darstellungen bzw. Ausdrucksformen von Emotionen beziehen („display rules“, Ekman & Friesen, 1971); und natürlich bezieht sich das semantische Emotionswissen auch auf bestimmte Aspekte, die sich auf die eigenen emotionalen Erlebnisse beziehen und diese generalisieren bzw. abstrahieren. Dabei wird das Verständnis dafür, welche Aspekte bzw. Dimensionen des Erlebens eine Emotion konstituieren bzw. charakterisieren, im Verlauf der Sozialisation als kulturell geformtes, zumeist implizites bzw. intuitives Wissen erworben.

Wir nehmen also an, dass die wesentlichen Erlebensdimensionen unserer Emotionen, soweit sie als semantisches Wissen im Gedächtnis gespeichert sind, in enger Beziehung zur Typikalitätseinstufung der entsprechenden Emotionsbegriffe stehen.

Robinson und Clore (2002a) zeigten in drei Experimenten, dass Personen, die über eigene Emotionen berichten, auf qualitativ unterschiedliche Wissensquellen zurückgreifen, je nachdem, ob sie über kurze oder lange Zeitspannen berichten: Sie erinnern episodisches Emotionswissen, wenn sie über ihre Emotionen während kurzer Zeitspannen (z.B. in den letzten paar Stunden) berichten, und sie erinnern semantisches Emotionswissen, wenn sie über ihre Emotionen während langer Zeitspannen (z.B. in den letzten paar Monaten) oder „im Allgemeinen“ berichten.

Die Untersuchungsteilnehmer verwendeten eine episodische Erinnerungsstrategie (sie erinnern einzelne Beispiele und zählen sie zusammen) für Zeitspannen, die kürzer als zwei Wochen waren, und eine semantische Erinnerungsstrategie (Schätzen der Auftrittshäufigkeiten) für längere Zeitspannen als zwei Wochen.

Nachfolgend fragen wir nur nach dem semantischen Emotionswissen der Pbn. Es geht uns hier also nicht etwa um die Erfassung von Bewertungsdimensionen *aktuell erlebter Emotionsepisoden* (vgl. hierzu auch Scherer, Schorr & Johnstone, 2001), sondern um die *retrospektiven, allgemeinen bzw. dekontextualisiert erinnerten erlebensbezüglichen Aspekte bzw. Dimensionen (kurz: Erlebensdimensionen) von Emotionen*.

Folgende *Erlebensdimensionen von Emotionen* werden hier unterschieden:

Erstens die *Valenz*, die sich auf die hedonische Qualität (angenehm – unangenehm) einer emotionalen Erfahrung bezieht; zweitens die *Intensität* einer emotionalen Erfahrung, also die wahrgenommene Stärke (einschließlich Dauer) des Erlebens einer Emotion. Diese beiden Dimensionen bilden wohl die unverzichtbaren und wichtigsten Bestandteile des emotionalen Erlebens: Um eine Emotion erleben zu können, muss sie entweder angenehm oder unangenehm sein (also eine Valenz aufweisen) *und* dieses Erleben muss eine bestimmte Intensität besitzen. Diese beiden Merkmale bilden u.E. den Kern des Begriffs „Emotion“.

Auch in empirischen Studien zur Erfassung der dimensional Struktur der affektiven Erfahrung (*affective experience*) (z.B. Larson & Diener, 1992; Reisenzein, 1994; Russell, 1980) hat sich die Valenz als wichtige Dimension erwiesen.

Die dort neben der Valenz häufig untersuchte zweite Dimension, nämlich die *Aktivierung (activation) bzw. Erregung (arousal)*, wird hier jedoch nicht als eigenständige emotionale Erlebensdimension angesehen: Diese Dimension „refers to a sense of mobi-

lization or energy“ (Russell & Feldman Barrett, 1999, p. 809) und wurde bevorzugt in der semantischen Struktur von *Stimmungsbegriffen* (wie: schläfrig; ruhig, entspannt, wachsam, bis hin zu „frenetic excitement“, s. Russell & Feldman Barrett, 1999, p. 809) u.ä. identifiziert, aber nicht durchgängig bei eigentlichen *Emotionsbegriffen* (vgl. Ortony, Clore & Foss, 1987; insbesondere für die beiden Quadranten „displeasure – deactivation“ und „pleasure – deactivation“ im durch die beiden Dimensionen „pleasure – displeasure“ und „activation – deactivation“ gebildeten rechtwinkligen Achsenkreuz ließen sich nur wenige Emotionsbeispiele finden; s.a. Reisenzein, 1994, p. 533; Russell & Feldman Barrett, 1999, p. 807).

Die Erlebensdimension der Wahrnehmung eigener körperlicher Erregung kann u.E. zudem in die Intensitätsdimension integriert werden: Die Wahrnehmung der eigenen körperlichen Empfindungen ist ein wichtiger Intensitätsindikator bei bestimmten Gefühlen (v.a. bei Angst, Ärger oder Verliebtsein), allerdings nicht bei allen (Mees, 1991).

Ähnliches gilt auch für die von Tiller und Harris (1984) vorgeschlagene Dimension der Auffälligkeit („*salience*“). Die von diesen Autoren genannten Merkmale dieser Dimension (körperliche Reaktionen, Gesichtsausdruck sowie Körperhaltung) können ebenfalls als Indikatoren der Intensität eines Gefühls aufgefasst werden. Aus diesem Grund wird die Dimension „Auffälligkeit“ in den folgenden Untersuchungen nicht separat berücksichtigt.

Diese beiden Merkmale der Valenz und der Intensität bilden auch in vielen Emotionsdefinitionen die konstitutiven intensionalen Bestandteile der Emotion (für viele: Lazarus, 1991; Weiner, 1986).

Zammuner (1998) führte empirische Studien durch, in denen neben diesen beiden Variablen (nämlich Valenz und Intensität) sowie rein linguistischen Variablen (wie der Wortlänge) auch die *Dauer* des emotionalen Erlebens als Prädiktor für das Kriterium *emotioness* einbezogen wurde. Diese zusammengesetzte Variable *emotioness* umfasste drei Maße: die Typikalitätsurteile von 153 italienischen Emotionsbegriffen, die Wahrscheinlichkeit, mit der ein Wort als Beispiel für Emotion genannt wurde, sowie die Schnelligkeit der Identifikation eines Wortes als Emotionswort. Multiple Regressionsanalysen ergaben, dass der Prädiktor „Intensität“ im Vergleich zu „Valenz“ und „Dauer“ am meisten zur Kriteriumsvariabilität beitrug. Nach Zammuner bestätigt dieses empirische Ergebnis, dass Intensitätsurteile Informationen über andere Emotionsmerkmale wie etwa die Dauer oder auch wahrgenommene Veränderungen in der körperlichen Aktivierung enthalten (a.a.O., S. 261/262) (s.a. Mees, 1991, Kap. 8).

Neben der Valenz und der Intensität werden wir in den nachfolgend berichteten Studien drei weitere Variablen erfassen:

Als dritte Erlebensdimension wird hier die Häufigkeit des Erlebens eigener Emotionen untersucht. Emotionen sind wiederkehrende Ereignisse im Leben des Menschen. Verschiedene Personen erleben bestimmte Gefühle unterschiedlich häufig. Die Häufigkeit des Erlebens von Emotionen wird auch in der Persönlichkeitspsychologie und der klinischen Psychologie als wichtige Variable diskutiert (Diener, Smith & Fujita, 1995; Meyer & Shack, 1989).

Als Ergänzung zur Erfassung der Häufigkeit des Erlebens eigener Emotionen (*Häufigkeit eigenen Erlebens*) wird die Einschätzung der Häufigkeit, mit der man Zeuge geworden ist (sei es in der Realität oder im Fernsehen/Kino/Theater), dass *andere* Personen die jeweiligen Emotionen erlebt haben, erfasst. Diese Variable bezieht sich also auf die (wahrgenommene) Häufigkeit des Erlebens von Emotionen bei anderen (*Häufigkeit fremden Erlebens*).

Diese beiden letzten Variablen der *Häufigkeit des eigenen und fremden Erlebens* sind eher indirekter Natur im Vergleich zu den Variablen der Valenz und der Intensität, die das aktuelle Emotionserleben unmittelbar konstituieren. Sie sind jedoch ein wichtiger Bestandteil des semantischen Emotionswissens. Menschen vergleichen sich mit anderen Personen und reflektieren über ihr relatives Geschick, was dann wieder einen Einfluss auf das aktuelle Erleben nachfolgender Emotionen und Stimmungen haben kann.

Eine letzte Dimension, die vorwiegend für das Erleben *unangenehmer Emotionen* bedeutsam sein dürfte, ist ihre *soziale Unerwünschtheit*.

Mehrere Forscher haben gezeigt, dass die Valenz-Dimension in Selbstberichteinschätzungen von Stimmungsbegriffen eng mit ihrer Item-Erwünschtheit korreliert ist (Carstensen & Cone, 1983; Fisher, Heise, Bohrnstedt & Lucke, 1985). Feldman Barrett (1996) konnte jedoch nachweisen, dass die (negative) hedonische Qualität (z.B. "Ich bin neidisch und das ist unangenehm") und die soziale Unerwünschtheit (z.B. "Es ist unmoralisch und schlecht, neidisch zu sein") zwar in Beziehung stehen, aber unterschiedliche Phänomene darstellen.

In den hier berichteten Untersuchungen wird ein *indirektes Maß der sozialen Unerwünschtheit einer Emotion* verwendet, nämlich die Differenz zwischen der "Häufigkeit fremden Erlebens" und der "Häufigkeit eigenen Erlebens": Je höher dieser Wert (also die Differenz zwischen dem emotionalen Heterostereotyp und dem emotionalen Autostereotyp, vgl. Mees, 1999, S. 312) bei den negativ-valenten Emotionen ausfällt, desto sozial unerwünschter ist das Erleben dieser Emotionen.

Diese Annahme konnte in einem *Vorversuch* anhand eines direkten Vergleichs bestätigt werden (Stichprobe: N = 53 studentische Seminarteilnehmer; Alter: AM = 25,2 Jahre). Dort ergab sich eine hoch-signifikant positive Korrelation zwischen diesem indirekten Maß der sozialen Unerwünschtheit und einer direkten Beurteilung der „sozialen Unerwünschtheit“ einerseits ( $r_s = .76$ ) sowie der „persönlichen Unerwünschtheit“ andererseits ( $r_s = .62$ ) bei 22 negativ-valenten Emotionen. Demgegenüber konnte keine signifikante Beziehung zwischen diesen Variablen bei 20 positiv-valenten Emotionen festgestellt werden. Die Variable der „persönlichen (Un-)Erwünschtheit“ bezog sich auf eine Beurteilung „wie erwünscht bzw. unerwünscht jedes dieser Gefühle für Sie persönlich ist“, die Variable der „sozialen (Un-)Erwünschtheit“ bezog sich dagegen auf eine Einschätzung, „wie sozial erwünscht (von anderen gebilligt) bzw. sozial unerwünscht (von anderen missbilligt) jedes dieser Gefühle ist“. Beide Variablen korrelierten bei den positiv-valenten Emotionen mit  $r = .81$ , bei den negativ-valenten Emotionen mit  $r = .74$  ( $p < .001$ ).

Diese indirekte Erfassung der Variable der sozialen Unerwünschtheit hat natürlich gegenüber einer direkten Befragung den Vorzug, dass sie nicht reaktiv ist.

Im Unterschied zur Erklärung der Typikalität durch die Familienähnlichkeit, bei der die abgestufte Struktur eines Begriffs von der Anzahl gemeinsamer Merkmale zwischen den Exemplaren einer Kategorie abhängt (wobei diese Merkmale jeweils entweder vorliegen oder nicht und kein einziges Merkmal von allen Mitgliedern der Kategorie geteilt werden muss) beziehen sich die sog. Erlebensdimensionen der Emotionen auf quantitative Abstufungen von Attributen, die (idealtypisch) für alle Mitglieder postuliert werden. Dabei kann die Auswahl dieser als geteilt unterstellten Dimensionen (also die Valenz, Intensität, Häufigkeit eigenen und fremden Erlebens und soziale Unerwünschtheit) theoretisch begründet werden: Es sind die konstitutiven bzw. zentralen Attribute des Emotionserlebens.

### 6.3 Hypothesen

Die hier aufgeführten Erlebensdimensionen *Valenz* (oder *hedonische Qualität*) einer Emotion, die *typische Intensität des Erlebens* einer Emotion, die *Häufigkeit des eigenen Erlebens* einer Emotion, die *Häufigkeit des Erlebens dieser Emotion bei anderen* sowie die *soziale Unerwünschtheit* einer Emotion werden in den nachfolgenden, explorativen Studien also darauf überprüft, ob sie mit den Typikalitätsratings der entsprechenden Emotionskonzepte sowie jeweils untereinander korrelieren. Dabei wird der Zusammenhang zwischen diesen Variablen getrennt nach der Valenz der Emotionen geprüft, d.h. jeweils für positiv-valente und für negativ-valente Emotionen untereinander. Wir gehen hier von der Überlegung aus, dass die Valenz die bedeutsamste Dimension des emotionalen Erlebens ist (Diener, 1993; Russell, 1991b): Emotionen gleicher Valenz (entweder positiv oder negativ) sind untereinander ähnlicher als Emotionen unterschiedlicher Valenz. Anders formuliert: Zwar gehören sowohl die angenehmen Emotionen als auch die unangenehmen Emotionen zur gemeinsamen Familie der Emotionen, beide Gruppen sind aber möglicherweise nur weit voneinander entfernte Verwandte.

Wir erwarten also, dass die Typikalität von *positiv-valenten Emotionsbegriffen* (d.i. diejenige von Emotionsbegriffen wie Liebe, Freude, Glücksgefühl, Begeisterung usw. für die Oberkategorie „Gefühl“ wie auch diejenige der Unterkategorie der Basisniveau-Emotion „Liebe“) signifikant positiv mit den erlebensrelevanten Dimensionen der Valenz, der typischen Intensität des eigenen Erlebens, der Häufigkeit des eigenen Erlebens sowie der Häufigkeit des fremden Erlebens korreliert; dagegen erwarteten wir *keinen* signifikanten Zusammenhang zwischen der Typikalität positiv-valenter Emotionen und der Variable der „sozialen Unerwünschtheit“ (d.i. die Differenz zwischen der Häufigkeit fremden Erlebens und der Häufigkeit des eigenen Erlebens).

Darüber hinaus erwarten wir signifikante Interkorrelationen zwischen den vier Erlebensvariablen bei den positiv-valenten Emotionen: Die Variablen Valenz, Intensität, Häufigkeit des eigenen und Häufigkeit des fremden Erlebens sollten jeweils untereinander signifikant positiv korrelieren. Dies entspricht unserer Ausgangsüberlegung, wonach diese erlebensrelevanten Dimensionen im semantischen Gedächtnis als zusammengehörig betrachtet werden und eine kohärente Struktur bilden.

Bei den *negativ-valenten Emotionen* erwarten wir, dass die Typikalität der entsprechenden Emotionsbegriffe (d.i. diejenige von Emotionsbegriffen wie Angst, Ärger, Ekel usw. sowie diejenige von Unterkategorien der Basisniveau-Emotion „Ärger“) signifikant positiv mit den Erlebensvariablen Valenz, Intensität, Häufigkeit eigenen Erlebens und Häufigkeit fremden Erlebens korreliert. Zusätzlich nehmen wir an, dass die Variable der „sozialen Unerwünschtheit“ signifikant negativ mit dem Typikalitätsrating sowie mit den Erlebensvariablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und „Typische Intensität“ korreliert: Je sozial unerwünschter eine Emotion, desto seltener und weniger intensiv erlebt sollte sie erinnert werden.

Bezüglich möglicher signifikanter Interkorrelationen zwischen den vier Erlebensvariablen formulieren wir keine expliziten Hypothesen.

#### **6.4 Überblick über die Studien 1 bis 6**

In der Studie 1 zählten unsere Informanten Beispiele für die Oberkategorie „Gefühl“ auf; aus den so erhaltenen Basiskategorien wurden 42 Zielemotionen für die weiteren Analysen ausgewählt.

In der Studie 2 wurde der korrelative Zusammenhang zwischen den fünf Emotionsdimensionen untereinander sowie jeweils mit dem Typizitätsrating von 21 dieser 42 Zielemotionen geprüft. In Studie 3 erfolgte dieselbe Prüfung für die restlichen 21 Zielemotionen bei einer anderen Stichprobe.

Die Studie 4 ist eine Replikation der Studie 2 anhand einer neuen Stichprobe.

In den Studien 5 und 6 analysierten wir, ob bzw. inwieweit sich diese Zusammenhänge zwischen den sechs Variablen auch beim nächst-niedrigen (unteren) Niveau in der vertikalen Hierarchie von Emotionskategorien, nämlich bei Unterkategorien der Emotionskonzepte *Liebe* (Studie 5) und *Ärger* (Studie 6) finden lassen<sup>4</sup>.

In allen Studien waren unsere Untersuchungsteilnehmer (Lehramts-)Studierende an der Universität Oldenburg, die freiwillig und ohne Bezahlung teilnahmen.

##### **6.4.1 Studie 1: Freie Auflistung von Beispielen für die Kategorie "Gefühl" (Exemplar-Produktion)**

Unsere Untersuchungsteilnehmer (N = 202, Alter AM = 23,5; 133 weiblich) wurde die Oberkategorie „Gefühl“ vorgegeben und sie wurden gebeten, Mitglieder dieses Konzepts aufzulisten. Zusätzlich wurden sie aufgefordert, Beispiele für die Emotionen *Liebe* und *Ärger* zu generieren. Die Instruktion lautete (ähnlich wie bei Fehr & Russell, 1984, Studie 1):

„Wir untersuchen, welche Beispiele zu einer allgemeinen Kategorie gehören. Wir geben Ihnen die Kategorie vor und Sie nennen uns Beispiele dafür. Wenn wir Ihnen z.B. die Kategorie „Möbel“ vorgeben, könnten Sie u.a. folgende Beispiele geben: Tisch, Sessel, Sofa, Stuhl, Lampe, Schrank usw.“

Nun bitten wir Sie, so viele Beispiele für die Kategorie *Gefühl* aufzulisten, wie Ihnen

innerhalb von zwei Minuten einfallen. Bitte fangen Sie jetzt an.“

(Nach Ablauf der zwei Minuten:)

„Wir bitten Sie jetzt, uns so viele Beispiele für die Kategorie *Liebe* aufzuschreiben, wie Ihnen innerhalb von einer Minute einfallen. Bitte fangen Sie jetzt an.“

(Nach Ablauf dieser Minute:)

„Und nun bitten wir Sie zum Schluss, uns so viele Beispiele für die Kategorie *Ärger* aufzulisten, wie Ihnen innerhalb von einer Minute einfallen. Bitte fangen Sie an.“

Syntaktische Varianten wurden bei der Auszählung der Items ignoriert. Unsere Informanten zählten insgesamt 278 verschiedene Items für die Kategorie "Gefühl" auf, wovon 126 jeweils nur von einem Befragten genannt wurden. Jeder Befragte erzeugte im Durchschnitt 10,94 Beispiele. Die Split-Half-Reliabilität für die 6 jeweils häufigst genannten Exemplare betrug  $r_s = .84$ ,  $p = .05$ .

Von den 152 nicht-idiosynkratischen Items (vgl. Tab. 1) wählten wir 42 als Zielemotionen aus, die wir in weiteren Studien verwendeten. Dabei wurden folgende Auswahlkriterien benutzt: Es mussten Emotionswörter sein, die von mindestens zwei Personen genannt worden waren; sie sollten einen breiten Bereich der Nennungshäufigkeiten abdecken (s.a. Fehr & Russell, 1984); und die Emotionswörter sollten möglichst *verschiedene* Emotionstypen repräsentieren (s. dazu Mees, 1991).

*Nebenbei:* Es überrascht, wie vergleichsweise selten Körpergefühle wie z.B. „Durst“, „Wärme“, „Kälte“ usw. genannt werden!

## 6.4.2 Studien 2 - 4: Korrelate der Typikalität von 42 Zielemotionen

In der Studie 2 wurde geprüft, ob bzw. wie hoch die 5 Erlebensvariablen der Emotionen untereinander sowie mit dem Typikalitätsrating von 21 Emotionsbegriffen korrelieren und welche dieser Variablen sich als bester Prädiktor der Typizitätseinschätzung erweist. In Studie 3 erfolgte dieselbe Prüfung bei einer anderen Stichprobe und anhand der restlichen 21 Emotionsbegriffe aus dem Pool der 42 ausgewählten Zielemotionen.

Die Studie 4 ist eine Wiederholung der Studie 2 mit einer neuen Stichprobe.

### 6.4.2.1 Methode

Die in der freien Auflistung gewonnene Liste mit 42 Emotionswörtern wurde nach Zufall halbiert. Je eine Hälfte wurde in Studie 2 (bzw. 4) und in Studie 3 von unterschiedlichen Untersuchungsteilnehmern bearbeitet.

Den Teilnehmern der Studie 2 (N = 117; AM Alter = 24,3 Jahre; 70 weiblich) und den Teilnehmern der Studie 4 (N = 37; AM Alter = 23,2 Jahre; 27 weiblich) wurden folgende 21 Emotionswörter vorgelegt: *Abneigung, Ärger, Angst, Befriedigung, Begeisterung, Bewunderung, Dankbarkeit, Eifersucht, Ekel, Empörung, Enttäuschung, Erleichterung, Freude, Hoffnung, Liebe, Mitfreude, Mitleid, Neid, Panik, Selbstärger* und *Selbstwertgefühl*.

Tab. 1: Freie Auflistung von Beispielen der Kategorie "Gefühl"

Liebe (179)	Freundschaft (6)	Selbstärger (3)
Haß (135)	Spass (6)	Selbstwertgefühl (3)
Angst (133)	Schuld (6)	Ruhe (3)
Freude (122)	Panik (6)	Durst (3)
Wut (118)	Leidenschaft (6)	Anerkennung (2)
Trauer (115)	Sicherheit (6)	Erregung (2)
Ärger (112)	Stress (6)	Rührung (2)
Glück/-sgefühl (75)	Mitgefühl (5)	Fürsorge (2)
Zuneigung (40)	Verwirrung (5)	lustig sein (2)
Neid (40)	Verachtung (5)	Nähe (2)
Eifersucht (38)	Neugier (5)	Verbundenheit (2)
Zorn (36)	Unzufriedenheit (5)	Betroffenheit (2)
Frustration (31)	Aufregung (5)	innere Zerissenheit (2)
Geborgenheit (30)	Leere (5)	Trotz (2)
Mitleid (27)	Vertrautheit (5)	Weinen (2)
Abneigung (23)	Beklemmung (5)	Hochachtung (2)
Zufriedenheit (23)	Hunger (5)	Abhängigkeit (2)
Furcht (23)	Empörung (5)	Verlassenheit (2)
Schmerz (23)	Ohnmacht (5)	Verlangen (2)
Verzweiflung (22)	Entspannung (5)	Entmutigung (2)
Einsamkeit (21)	Abscheu (5)	Distanz (2)
Aggression (19)	Verbitterung (4)	Leichtigkeit (2)
Unsicherheit (19)	Zuversicht (4)	Verlegenheit (2)
Traurigkeit (18)	Ehrfurcht (4)	Empathie (2)
Enttäuschung (17)	Entzücken (4)	Erwartung (2)
Sehnsucht (17)	Leid (4)	Überschwang (2)
Lust/-gefühl (17)	Zweifel (4)	Freiheit (2)
Wärme (17)	Erschöpfung (4)	Erfüllung (2)
Gleichgültigkeit (16)	Schadenfreude (4)	sauer sein (2)
Ekel (16)	Dankbarkeit (4)	Bedrücktheit (2)
Scham (16)	Übermut (4)	Gram (2)
Kälte (14)	Mißtrauen (4)	Harmonie (2)
Vertrauen (13)	Ablehnung (4)	Hochstimmung (2)
Fröhlichkeit (12)	Erleichterung (4)	Hoffnungslosigkeit (2)
Stolz (12)	Respekt / Achtung (4)	Hemmung (2)
Depression (11)	Rache (4)	Gefühllosigkeit (2)
Sorge (11)	Befriedigung (4)	Interesse / Interessiertheit (2)
Langeweile (10)	Selbstmitleid (4)	Optimismus (2)
Melancholie (10)	Stärke (4)	Bedauern (2)
Kummer (10)	Anspannung (4)	Sättigung/-sgefühl (2)
Euphorie (9)	Nachdenklichkeit (4)	Groll (2)
Hoffnung (9)	Heimweh (4)	Unruhe (2)
Zärtlichkeit (9)	Bewunderung (3)	Selbstsicherheit (2)

Müdigkeit (9)	Heiterkeit (3)	Dazugehörigkeitsgefühl (2)
Verliebtheit (9)	Frohsinn (3)	Sinnlichkeit (2)
Unbehagen (9)	Ekstase (3)	Sex / Sexualität (2)
Hilflosigkeit (8)	Angeregt sein, Fröhlichsein (3)	Kraft (2)
Ausgeglichenheit (7)	Mitfreude (3)	Missmut (2)
Niedergeschlagenheit (7)	Entsetzen (3)	Überraschung (2)
Begeisterung (7)	Demut (3)	Kränkung (2)
Nervosität (7)	Unmut (3)	Gemeinsamkeitsgefühl (2)
Wohlgefühl (7)	Lachen (3)	Unausgeglichenheit (2)
Vorfreude (6)	Lustlosigkeit (3)	Schwäche (2)
Mut (6)	Resignation (3)	

N = 202; Nennungshäufigkeit in Klammern

Den Teilnehmern der Studie 3 (N = 50; AM Alter = 23,7 Jahre; 32 weiblich) wurden folgende 21 Emotionswörter vorgelegt: Entzücken, Furcht, Glücksgefühl, Groll, Hass, Hochachtung, Kummer, Rührung, Scham, Schadenfreude, Schuldgefühl, Selbstmitleid, Stolz, Trauer, Verachtung, Verliebtsein, Verzweiflung, Wut, Zufriedenheit, Zuneigung und Zuversicht.

Die Teilnehmer der drei Studien erhielten folgende Instruktion:

Mit diesem Fragebogen soll untersucht werden, welche Gefühle Sie bisher wie häufig und wie intensiv erlebt haben.

Geben Sie bitte zunächst bei jedem der nachfolgenden Begriffe an:

- Ob – bzw. in welchem Grade – es sich jeweils um ein *Gefühlswort* handelt; nehmen Sie bitte eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“: Dabei ist „1 = überhaupt nicht“, „2 = wahrscheinlich nicht“, „3 = möglich“, „4 = wahrscheinlich“ und „5 = eindeutig ja“. Nur die Begriffe, die Sie hierbei zwischen „3“ und „5“ eingestuft haben, sollen im Folgenden weiter von Ihnen beurteilt werden.
- Für diejenigen Begriffe, die Sie mit mindestens „3“ beurteilt haben, gilt als Nächstes: Bitte schätzen Sie ein, *wie oft Sie persönlich das mit dem jeweiligen Wort bezeichnete Gefühl bereits erlebt haben*. Wenn Sie also der Meinung sind, dass z.B. „Abneigung“ ein Gefühl bezeichnet, so stufen Sie bitte ein, wie oft Sie dieses Gefühl bereits erlebt haben. Auch hier nehmen Sie bitte eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“; dabei ist „1 = noch nie“, „2 = selten“, „3 = mittelmäßig oft“, „4 = oft“ und „5 = sehr oft“.
- Schätzen Sie bitte als Nächstes ein, *wie oft Sie Zeuge gewesen sind* – sei es in der Realität oder im Kino/Fernsehen/Theater – *dass andere Personen dieses Gefühl erlebt haben*. Nehmen Sie bitte auch hier eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“: „1 = noch nie“, „2 = selten“, „3 = mittelmäßig oft“, „4 = oft“ und „5 = sehr oft“.
- Als Nächstes geben Sie bitte an, mit welcher *typischen Intensität* Sie persönlich das jeweilige Gefühl erlebt haben. Auch hier nehmen Sie bitte eine Einstufung vor zwischen „1 = kaum bemerkbar“, „2 = schwach“, „3 = mittelmäßig“, „4 = stark“ und „5 = sehr stark“.

- e) Zum Schluss geben Sie nun bitte an, wie *unangenehm* bzw. *angenehm* das jeweilige Gefühl für Sie ist bzw. gewesen ist. Nehmen Sie hier bitte eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“: „sehr unangenehm“, „2 = unangenehm“, „3 weder-noch“, „4 = angenehm“ und „5 = sehr angenehm“. Bitte vergeben Sie nur *ganze* Zahlen!

(Nur bei dieser Frage nach der Valenz des jeweiligen Gefühls wurde in den Studien 3 und 4 eine breitere Skala verwendet, die eine Einstufung zwischen „1“ und „10“ ermöglichte: Von „1 = außerordentlich unangenehm“, „2 = sehr unangenehm“, „3 = ziemlich unangenehm“, „4 = etwas unangenehm“, „5 = eher unangenehm“, „6 = eher angenehm“, „7 = etwas angenehm“, „8 = ziemlich angenehm“, „9 = sehr angenehm“ bis „10 = außerordentlich angenehm“. Dies sollte die Varianz möglicher Antworten vergrößern helfen.)

In dieser Instruktion wurde also unterschieden zwischen *Gefühlswort* und bestimmten *Dimensionen des Erlebens* des mit dem jeweiligen Wort bezeichneten *Gefühls* (Häufigkeit des eigenen und des fremden Erlebens; typische Intensität; Valenz).

Bei der Einstufung der Typikalität, d.h. ob bzw. in welchem Grade ein Begriff ein Gefühlswort bezeichnet - (a) - wurden nur jene Begriffe, die von den Informanten mit mindestens „3“ als (mögliches) Gefühlswort eingestuft worden sind, in die Analysen des Zusammenhangs mit den entsprechenden Emotionsparametern aufgenommen. Es entfielen also jene Bezeichnungen, die von den Teilnehmern *nicht* als Gefühlswort eingestuft worden waren. Dies aus naheliegenden Gründen: Ein Begriff, der nach Meinung der jeweiligen Befragten *kein Gefühlswort* darstellt, kann auch nicht zur Beurteilung eines mit diesem Wort bezeichneten *Gefühls* verwendet werden.

#### 6.4.2.2 Ergebnisse

Nach dem arithmetischen Mittel der Valenz wurden in jeder Stichprobe zwei Untergruppen von Emotionsbegriffen gebildet, nämlich positiv-valente bzw. negativ-valente.

In der *Studie 2* waren dies die zehn *positiv-valenten Emotionen* (AM > 3,0): Liebe (AM = 4,82), Freude (4,80), Erleichterung (4,53), Befriedigung (4,51), Begeisterung (4,46), Mitfreude (4,10), Hoffnung (3,96), Selbstwertgefühl (3,93), Dankbarkeit (3,75) und Bewunderung (3,45). Die elf *negativ-valenten Emotionen* (AM < 3,0) waren Panik (AM = 1,29), Angst (1,40), Enttäuschung (1,50), Ekel (1,50), Eifersucht (1,57), Neid (1,73), Selbstärger (1,87), Ärger (2,03), Abneigung (2,10), Empörung (2,43) und Mitleid (2,44). Jede Emotion wurde also eindeutig entweder als positiv- oder als negativ-valent eingestuft.

In der *Studie 3* wurden folgende 9 Emotionen als eindeutig *positiv-valent* beurteilt (AM > 6,0): Glücksgefühl (AM = 9,56), Verliebtsein (9,38), Zuneigung (8,82), Zufriedenheit (8,54), Zuversicht (8,26), Entzücken (7,98), Stolz (7,90), Hochachtung (6,71) und Rührung (6,17). Ferner ergaben sich elf eindeutig *negativ-valente Emotionen* (AM < 5,0), nämlich Verzweiflung (1,68), Schuldgefühl (1,80), Furcht (1,92), Trauer (2,29), Scham (2,33), Kummer (2,38), Hass (2,74), Groll (3,51), Verachtung (3,57), Selbstmitleid (3,59) und Wut (3,85).

Die Emotion *Schadenfreude* erhielt interessanterweise eine Valenzeinstufung von 5,59, sie ist daher weder als positiv-valent noch als negativ-valent einzustufen. Dies bedeutet natürlich nicht, dass sie als „neutral“ zu betrachten ist, sondern im Gegenteil: Ihr Erleben wird als sehr ambivalent bewertet. Da die Beurteilung dieser Emotion weder eindeutig positiv noch eindeutig negativ ausfiel, wurde sie aus der weiteren Analyse ausgeschlossen.

In der *Studie 4* wurden die folgenden zehn Emotionen klar als *positiv-valent* beurteilt ( $AM < 6,0$ ): Liebe ( $AM = 9,68$ ), Freude (9,41), Begeisterung (8,89), Erleichterung (8,81), Befriedigung (8,38), Selbstwertgefühl (8,37), Mitfreude (8,14), Hoffnung (7,83), Bewunderung (7,29) und Dankbarkeit (7,25).

Dieses Ergebnis repliziert das entsprechende Resultat bei der Studie 2 ( $r_s = .92$ ).

Die folgenden Emotionen wurden eindeutig ( $AM < 5,0$ ) als *negativ-valent* eingestuft:

Panik ( $AM = 1,70$ ), Ekel (1,86), Angst (1,89), Eifersucht (2,30), Enttäuschung (2,38), Selbstärger (2,67), Neid (2,94), Ärger (3,18), Empörung (3,54), Abneigung (3,71) und Mitleid (4,12).

Auch hier wurden die entsprechenden Ergebnisse der Studie 2 repliziert ( $r_s = .92$ ).

In der Studie 2 lagen die Typikalitäts-Mittelwerte aller 21 Items über dem 3. Quartil (= 3,75), was Fehr (1988, p. 564) als empirisches Kriterium eines „zentralen“ Mitglieds einer Kategorie vorschlägt. Dabei erhielten die Items „Liebe“ ( $AM = 4,91$ ) und „Angst“ (4,87) die höchsten Typikalitätsratings. Die Typikalitätsrangreihe korrelierte hoch positiv ( $r_s = .82$ ;  $p < .01$ ) mit der Häufigkeitsrangreihe dieser Emotionswörter (Tabelle 1).

Die Typikalitäts-Mittelwerte der 19 verbliebenen Items in Studie 3 (ohne „Schadenfreude“) lagen ebenfalls über dem 3. Quartil; eine Ausnahme bildete „Hochachtung“ (mit einem Wert von 3,04): Viele Pbn betrachteten „Hochachtung“ offensichtlich nicht als „typisches Gefühl“; daher wurde diese Emotion aus der weiteren Analyse herausgenommen, in der dann noch 8 positiv-valente Emotionen verblieben. Die Items „Glücksgefühl“ (4,96) sowie „Trauer“ (4,86) erhielten in der Studie 3 die höchsten Typikalitätsratings.

Auch bei der Studie 4 lagen die Typikalitäts-Mittelwerte aller 21 Emotionswörter über dem dritten Quartil; die Emotionswörter „Liebe“ (4,97), „Angst“ und „Eifersucht“ (je 4,95) erhielten die höchsten Werte bei der Typikalitätseinstufung. Die Rangreihe der Typizitätsschätzung dieser 21 Emotionsbegriffe korrelierte ebenfalls signifikant positiv ( $r_s = .85$ ;  $p < .01$ ) mit der Häufigkeitsrangreihe dieser Emotionswörter (Tab. 1).

Diese hohen korrelativen Zusammenhänge zwischen Produktions- und Typizitätsmaßen in allen drei Studien (2 bis 4) entsprechen den üblichen Befunden in der Prototypikalitätsforschung (vgl. Morger, 2000, S. 20).

*Zusätzlich* wurde überprüft, ob die Variablen der „Häufigkeit des eigenen Erlebens“ bei den positiven und den negativen Emotionen positiv korrelieren. Dieselben Analysen wurden auch im Hinblick auf die „Häufigkeit fremden Erlebens“ und die „typische Intensität“ durchgeführt.

Die Spearman-Rangkorrelationen zwischen den zehn positiven und den elf negativen Emotionen in der *Studie 2* waren jeweils signifikant. Bei der Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“ korrelierten die Einstufungen positiver und negativer Emotionen mit  $r = .37$  ( $p < .001$ ); bei der „typischen Intensität“ mit  $r = .45$  ( $p < .001$ ), und bei der Häufigkeit fremden Erlebens mit  $r = .61$  ( $p < .001$ ).

Es ergaben sich folgende Mittelwerte:

Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“:	AM positiver Emotionen: 3,54 AM negativer Emotionen: 3,03 ( $t = 9,30$ ; $p < .001$ , sehr signifikant)
Variable „Häufigkeit fremden Erlebens“:	AM positiver Emotionen: 3,40 AM negativer Emotionen: 3,45 (Der Unterschied ist nicht signifikant.)
Variable „Typische Intensität“:	AM positiver Emotionen: 3,83 AM negativer Emotionen: 3,49 ( $t = 6,60$ ; $p < .001$ , sehr signifikant)

Ähnliche Ergebnisse traten bei den analogen Prüfungen bei der *Studie 4* auf: Die Einstufung der zehn positiven und elf negativen Emotionen korrelierte bei der Variable der „Häufigkeit eigenen Erlebens“ mit  $r = .63$  ( $p < .01$ ), bei der Variable „Häufigkeit fremden Erlebens“ mit  $r = .59$  ( $p < .01$ ) und bei der Variable der „Typischen Intensität“ mit  $r = .70$  ( $p < .01$ ).

Bei der Studie 4 ergaben sich folgende Mittelwerte:

Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“:	AM positiver Emotionen: 3,81 AM negativer Emotionen: 3,12 ( $t = 5,68$ ; $p < .001$ , sehr signifikant)
Variable „Häufigkeit fremden Erlebens“:	AM positiver Emotionen: 3,67 AM negativer Emotionen: 3,56 (Der Unterschied ist nicht signifikant.)
Variable „Typische Intensität“:	AM positiver Emotionen: 3,98 AM negativer Emotionen: 3,67 ( $t = 3,30$ ; $p = .02$ , signifikant)

Auch bei der *Studie 3* waren ähnliche Resultate zu verzeichnen: Die Spearman-Rangkorrelationen zwischen den Einstufungen der acht positiven Emotionen und den Einstufungen der elf negativen Emotionen war hoch signifikant positiv bezüglich der Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“ ( $r = .45$ ;  $p = .001$ ), für die Variable „Typische Intensität“ ( $r = .54$ ;  $p < .001$ ) sowie bei der Variablen der „Häufigkeit fremden Erlebens“ ( $r = .50$ ;  $p < .001$ ). Bei der Studie 3 ergaben sich folgende Mittelwerte:

Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“:	AM positiver Emotionen: 3,57 AM negativer Emotionen: 3,02 ( $t = 6,29$ ; $p < .001$ , sehr signifikant)
---	---

Variable „Häufigkeit fremden Erlebens“: AM positiver Emotionen: 3,59  
 AM negativer Emotionen: 3,55  
 (Der Unterschied ist nicht signifikant.)

Variable „typische Intensität“: AM positiver Emotionen: 3,88  
 AM negativer Emotionen: 3,72  
 ( $t = 2,25$ ;  $p = .03$ , signifikant)

(Zur Interpretation dieser letzten Ergebnisse s. 4.5: Diskussion.)

### Studien 2 und 3: Korrelationsmatrizen bei den positiv-valenten Emotionen

Die Korrelationsmatrizen zwischen den Mittelwerten (Item-Mittelwerte über alle Personen) der fünf Variablen und der abgeleiteten Variable der sozialen Erwünschtheit (also der Differenz zwischen fremder und eigener Häufigkeit) bei den *positiv-valenten Emotionen* werden für die beiden Studien 2 und 3 in Tabelle 2 wiedergegeben.

Tab. 2: *Spearman-Rang-Korrelationen der Mittelwerte der Emotionen positiver Valenz (Studie 2: N = 117 und Studie 3: N = 50)*

	Item	1	2	3	4	5	6
1.	Typikalität	-----	.48	.67*	.83**	.90**	.38
2.	Häufigkeit eigenen Erlebens	.57	-----	.78**	.72*	.66*	.08
3.	Häufigkeit fremden Erlebens	.75*	.84**	-----	.85**	.75**	.50
4.	Typische Intensität	.79**	.81**	.92**	-----	.87**	.41
5.	Valenz	.72*	.81**	.90**	.90**	-----	.30
6.	Soziale Erwünschtheit (= Differenz zwischen 3 u. 2)	.38	-.40	-.01	.00	-.17	-----

\*\*  $p < .001$ ; \*  $p < .05$ ; einseitig

Zellen oberhalb der Diagonalen: Studie 2 (10 positiv-valente Emotionen)

Zellen unterhalb der Diagonalen: Studie 3 (8 positiv-valente Emotionen)

In beiden Studien waren bis auf die (jeweils knapp nicht-signifikante) Korrelation zwischen den Variablen 1 - „Typikalität“ - und 2 - „Häufigkeit eigenen Erlebens“ – alle anderen neun Korrelationen zwischen den Variablen 1 bis 5 signifikant, davon sechs (Studie 2) bzw. sieben (Studie 3) hoch signifikant. Es ergaben sich somit hoch-signifikante Zusammenhänge zwischen den vier Parametern des Emotionserlebens (Variablen 2 – 5). Ferner korrelierten drei dieser vier Variablen signifikant positiv mit der Typikalitätseinstufung (Variable 1). Es zeigten sich also eindeutige korrelative Zusammenhänge zwischen den Erlebensdimensionen der Emotionen auf der einen Seite und dem Rating der Typikalität des entsprechenden Emotionsbegriffs auf der anderen Seite. Dagegen

blieben (wie erwartet) in beiden Studien alle Korrelationen zur Variable der sozialen Erwünschtheit nicht-signifikant.

### Studien 2 und 3: Korrelationsmatrizen bei den negativ-valenten Emotionen

Bei den Korrelationen zwischen den Mittelwerten der Variablen bei den jeweils elf *negativ-valenten Emotionen* ergab sich ein differenzierteres Muster:

Tab. 3: *Spearman-Rang-Korrelationen der Mittelwerte der Emotionen negativer Valenz (Studie 2: N = 117 und Studie 3: N = 50)*

	Item	1	2	3	4	5	6
1.	Typikalität	-----	.13	.74**	.30	-.41	.00
2.	Häufigkeit eigenen Erlebens	.43	-----	.32	.74**	.52	-.76**
3.	Häufigkeit fremden Erlebens	.67*	.61*	-----	.30	-.07	.15
4.	Typische Intensität	.83**	.63*	.84**	-----	-.10	-.76**
5.	Valenz	-.37	-.19	-.07	-.36	-----	-.15
6.	Soziale Unerwünschtheit (= Differenz zwischen 3 u. 2)	.05	-.62*	.17	-.06	.22	-----

\*\*  $p < .001$ ; \*  $p < .05$ ; einseitig

Zellen oberhalb der Diagonalen: Studie 2 (11 negativ-valente Emotionen)

Zellen unterhalb der Diagonalen: Studie 3 (11 negativ-valente Emotionen)

In der *Studie 2* korrelierte die Typikalität negativ-valenter Emotionskonzepte signifikant positiv ( $r = .74$ ) mit der Variable der „fremden Häufigkeit“: Je typischer eine negativ-valente Emotion eingestuft wurde, desto größer war die Häufigkeit, mit der die Befragten diese Emotion dem Erleben anderer Personen zuschreiben.

Die Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“ korrelierte – wie erwartet – negativ mit der Variable der sozialen Unerwünschtheit von Emotionen ( $r = -.76$ ): Je unerwünschter eine Emotion ist (also je größer die Differenz zwischen der Häufigkeit des fremden und des eigenen Erlebens dieser Emotion), desto seltener wird diese Emotion selbst erlebt. Ferner korreliert auch die Variable der „typischen Intensität“ negativ ( $r = -.76$ ) mit der sozialen Unerwünschtheit negativ-valenter Emotionen: Je unerwünschter eine negativ-valente Emotion ist, desto geringer ist die typische Intensität, mit der man sie erlebt. Gleichzeitig korrelieren die beiden Variablen der „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und der erlebten „typischen Intensität“ signifikant positiv ( $r = .74$ ): Je häufiger eine negativ-valente Emotion selbst erlebt wird, desto größer ist ihre typische Intensität.

In *Studie 3* sind sechs der fünfzehn Korrelationen signifikant, zwei davon (zwischen den Variablen 4 und 1 einerseits sowie zwischen den Variablen 4 und 3 andererseits) sogar sehr signifikant ( $p < .001$ ). Von den vier signifikanten Beziehungen in Studie 2 wieder-

holen sich hier drei Relationen: zwischen den Variablen 1 und 3 ( $r = .67$ ), den Variablen 2 und 4 ( $r = .63$ ) und zwischen den Variablen 2 und 6 ( $r = -.62$ ); die letzte Korrelation fiel erwartungsgemäß negativ aus, d.h. die „Häufigkeit des eigenen Erlebens unangenehmer Emotionen“ wird als um so geringer berichtet, je sozial unerwünschter diese Emotionen beurteilt werden.

Die Variable der Valenz (Nr. 5) korrelierte weder in Studie 2 noch in Studie 3 bei den negativ-valenten Emotionen mit irgendeiner anderen Variablen signifikant.

#### Studie 4:

Die Ergebnisse der Studie 4 gleichen denjenigen der Studie 2:

Tab. 4: Spearman-Rang-Korrelationen der Mittelwerte der nach Valenz getrennten Emotionen (Studie 4;  $N = 37$ )

	Item	1	2	3	4	5	6
1.	Typikalität	-----	.92**	.73*	.92**	.86**	.38
2.	Häufigkeit eigenen Erlebens	.45	-----	.87**	.93**	.78**	.49
3.	Häufigkeit fremden Erlebens	.72*	.45	-----	.85**	.58*	.52
4.	Typische Intensität	.41	.94**	.46	-----	.87**	.51
5.	Valenz	-.20	.46	.16	.23	-----	.32
6.	Soziale Unerwünschtheit (= Differenz zwischen 3 u. 2)	.03	-.60*	.31	-.62*	-.31	-----

\*\*  $p < .001$ ; \*  $p < .05$ ; einseitig

Zellen oberhalb der Diagonalen: 10 positiv-valente Emotionen

Zellen unterhalb der Diagonalen: 11 negativ-valente Emotionen

Bei den *positiv-valenten Emotionen* korrelieren alle vier Erlebensvariablen (Nr. 2 bis Nr. 5) signifikant-positiv mit der Variable 1 (Typikalität). Alle sechs Interkorrelationen zwischen den vier Erlebensvariablen sind signifikant positiv. Ebenfalls erwartungsgemäß ergeben sich keine signifikanten Korrelationen zwischen der Variable der „sozialen Unerwünschtheit“ und den anderen Variablen.

Auch bei den *negativ-valenten Emotionen* wiederholen sich die Ergebnisse von Studie 2: Als einzige Variable korreliert die „Häufigkeit fremden Erlebens“ (Nr. 3) signifikant positiv mit der Typikalitätseinschätzung (Nr. 1) ( $r = .72$ ).

Die Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und „Typische Intensität“ korrelieren hoch signifikant positiv miteinander ( $r = .94$ ) und jeweils signifikant negativ mit der Variable der sozialen Unerwünschtheit ( $r = -.60$  bzw.  $-.62$ ).

Auch in der Studie 4 korreliert die Variable der Valenz bei den negativ-valenten Emotionen mit keiner anderen Variable signifikant.

### 6.4.2.3 Ergebnisse der drei Studien 2 - 4 im Überblick

Die Ergebnisse dieser Studien lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Für die *positiv-valenten* Emotionen gilt:

Die vier Erlebensparameter der Gefühle (Variablen 2 – 5) stehen untereinander in enger Beziehung, d.h. sie zeigen hochsignifikante positive Interkorrelationen.

Es ergeben sich ferner eindeutige Beziehungen zwischen mindestens drei der vier Dimensionen des Erlebens zur Einschätzung der Typikalität entsprechender Gefühlsbegriffe. Lediglich die Variable „Häufigkeit des eigenen Erlebens von Gefühlen“ (Variable 2) korreliert in den Studien 2 und 3 knapp nicht-signifikant mit der Typikalität (Variable 1).

Für die *negativ-valenten* Emotionen gilt dagegen:

Nur wenige Korrelationen erweisen sich in den drei Studien gleichermaßen als signifikant. Interpretierbar ist hier vor allem der Zusammenhang zwischen der Typikalitätseinstufung und der Variable der „fremden Häufigkeit“, der in allen drei Stichproben statistisch signifikant ausfiel. In allen drei Stichproben korrelierten die Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und „typische Intensität“ signifikant positiv; die Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“ korrelierte in allen drei Studien ferner signifikant negativ mit der Variablen der „sozialen Unerwünschtheit“: Je unerwünschter eine Emotion, desto seltener wird sie erlebt. Die Variable „typische Intensität“ korrelierte in zwei der drei Studien (in den Studien 2 und 4) ebenfalls signifikant negativ mit der Variable der sozialen Unerwünschtheit.

Im Gegensatz zu den positiv-valenten Emotionen stehen bei den negativ-valenten Emotionen nicht alle Erlebensparameter untereinander in enger Beziehung. Es fällt v.a. auf, dass die Variable der Valenz (Nr. 5) in allen drei Stichproben mit keiner einzigen anderen Variable signifikant korrelierte. Die Variable der Valenz ist hier also eine isolierte Variable (vgl. 4.5).

Darüber hinaus korrelierte die „Häufigkeit des eigenen Erlebens positiver Emotionen“ signifikant positiv mit der „Häufigkeit des eigenen Erlebens negativer Emotionen“; dasselbe traf bei den Variablen „Häufigkeit fremden Erlebens“ und „Typische Intensität“ zu. Ferner waren die Mittelwerte der zwei Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und „Typische Intensität“ bei den positiven Emotionen signifikant höher als bei den negativen Emotionen; letzteres traf bei der Variable „Häufigkeit fremden Erlebens“ nicht zu.

### 6.4.3 Studie 5: Korrelate der Typikalität von 14 Arten der Liebe

In den Studien 2, 3 und 4 wurden die Beziehungen zwischen den Erlebensdimensionen der Emotionen zu den Typikalitätsratings von 42 Emotionsbegriffen sowie untereinander untersucht. Dabei ist die Oberkategorie *Gefühl*, die in Bezug auf die Typikalität der

42 Begriffe beurteilt werden sollte, vergleichsweise abstrakt. Die meisten der 42 Emotionsbegriffe sind vermutlich auf dem sogenannten mittleren oder Basisniveau der vertikalen Gliederungsdimension semantischer Begriffe anzusiedeln. Zumindest sind sie von den Befragten auf die Bitte nach Nennung von Beispielen für *Gefühl* genannt worden.

In den beiden folgenden Studien (5 und 6) wurde nun geprüft, ob sich die bisherigen Resultate auch bei weniger abstrakten Emotionsbegriffen replizieren lassen. Die Untersuchungen erfolgten an einem prototypischen Beispiel für eine *positiv-valente Emotion*, nämlich *Liebe*, und einem prototypischen Beispiel für eine *negativ-valente Emotion*, nämlich *Ärger*. In den Studien 5 und 6 sollte also geprüft werden, ob die bisher erhaltenen Ergebnisse auch bei zwei prominenten und prototypischen Einzelemotionen gelten. Beides (*Liebe* und *Ärger*) sind zudem Emotionen, die bereits Gegenstand entsprechender Untersuchungen von Vertretern des „radikalen“ Prototypenansatzes gewesen sind (Fehr, 1988; 1994; Fehr & Russell, 1991; Russell & Fehr, 1994).

### 6.4.3.1 Methode

#### Phase 1

Bei der freien Auflistung von Gefühlen (s. Studie 1) hatten wir unsere Informanten auch darum gebeten, zusätzlich zur Nennung von Beispielen für die Kategorie „Gefühl“ alle Arten der *Liebe* aufzuschreiben (sowie alle Arten des *Ärgers*, siehe Studie 6), die ihnen (innerhalb von einer Minute) einfielen. Bei der Zusammenfassung der Antworten wurden syntaktische Varianten sowie Bedeutungsvarianten (z.B. „platonische *Liebe*“ und „geistige *Liebe*“; oder „erotische *Liebe*“ und „leidenschaftliche *Liebe*“) als identische Antworten behandelt.

Für die Emotionskategorie *Liebe* (Studie 5) wurden insgesamt 142 Items genannt, von denen 78 von mehr als einer Person aufgelistet wurden. Jeder Teilnehmer nannte im Durchschnitt 5,78 Arten der *Liebe*. Drei Personen nannten keine Unterkategorien der *Liebe*.

Diese 78 Items sowie ihre Nennungshäufigkeit werden in der Tabelle 5 aufgeführt.

Wie man der Tabelle 5 entnehmen kann, unterscheiden sich die so generierten Arten der *Liebe* erheblich in ihrer Häufigkeit. *Geschwisterliebe* wird von 44 % aller Probanden genannt, dagegen werden 64 Beispiele nur von jeweils einer Person erwähnt. Es fällt auf, dass viele Beispiele sich eher auf Merkmale der *Liebe* (z.B. *Vertrauen*, *Sehnsucht* usw.) beziehen als auf wirkliche Arten der *Liebe*.

Aus der in Tabelle 5 angeführten Auflistung wurden 15 Arten der *Liebe* zur weiteren Analyse ausgewählt. Dabei wurden Arten der *Liebe* aufgenommen, die mit hoher, mittlerer und niedriger Häufigkeit genannt worden waren, um eine große Bandbreite von Antworten abzudecken. Auch wurden nur Arten der *Liebe* berücksichtigt, die (a) einen interpersonalen Charakter haben (womit Untertypen wie etwa „*Liebe* zur Natur“ ausgeschlossen wurden, vgl. auch Fehr, 1994, Studie 1) und die (b) wirkliche Arten und nicht nur Merkmale der *Liebe* sind (womit etwa „*Vertrauen*“ und „*Sehnsucht*“ ausgeschlossen wurden).

Tab. 5: *Freie Auflistung von Arten der Liebe*

Geschwisterliebe (89)	Geborgenheit (9)	Eheliche Liebe (3)
Elternliebe (79)	Liebe zur Heimat (8)	Nähe (3)
Haßliebe (61)	kameradschaftliche Liebe (7)	Die große Liebe (3)
Platonische Liebe (60)	Heterosexuelle Liebe (7)	Zweisamkeit (3)
Tierliebe (58)	Abhängige Liebe (6)	Wahre Liebe (3)
Partnerliebe (56)	Liebelei (6)	Bedingungslose Liebe (3)
Mutterliebe (55)	Wärme (6)	Verständnis (3)
Freundschaft (54)	Verzweifelte Liebe (5)	Agape (2)
Sexuelle Liebe (53)	Glück (5)	Schmetterlinge im Bauch (2)
Kindesliebe (46)	Liebeskummer (5)	Verbundenheit (2)
Nächstenliebe (44)	Lust (5)	Hingabe (2)
Erotische Liebe (31)	Liebe zur Menschheit (5)	Zusammengehörigkeitsgefühl (2)
Selbstliebe (30)	Schwesterliebe (5)	Affenliebe (2)
Verliebtsein (22)	Tiefe Liebe (4)	Küssen (2)
Zuneigung (20)	Erste Liebe (4)	Liebe zu Schönem (2)
Homosexuelle Liebe (19)	Freude (4)	Liebe zum Detail (2)
Vaterliebe (17)	Mögen (4)	Spielerische Liebe (2)
Liebe zur Natur (13)	Sehnsucht (4)	Besitzergreifende Liebe (2)
Liebe zu Dingen (12)	Feindesliebe (4)	Vorliebe (2)
Romantische Liebe (12)	Liebe zum Hobby (4)	Respektvolle Liebe (2)
Zärtlichkeit (12)	Liebe zum Leben (4)	Heimliche Liebe (2)
Vertrauen (12)	Aufopfernde Liebe (4)	Sich aufeinander verlassen können (2)
Vaterlandsliebe (11)	Unerfüllte Liebe (4)	Einssein (2)
Bruderliebe (10)	Fürsorgliche Liebe (3)	Unerwiderte Liebe (2)
Familienliebe (10)	Treue (3)	
Eifersucht (10)	Freie Liebe (3)	
Liebe zu Gott (10)	Erfüllte Liebe (3)	

N = 199; Nennungshäufigkeiten in Klammern

Folgende 15 Arten der Liebe wurden als Zielemotionen ausgewählt:

*Elternliebe, erotische Liebe, Freundschaft, Geschwisterliebe, Hassliebe, kameradschaftliche Liebe, Kindesliebe, Liebelei, Mutterliebe, Nächstenliebe, Partnerliebe, platonische Liebe, Selbstliebe, Verliebtsein und Zuneigung.*

## Phase 2

Diese 15 Typen der Liebe wurden in einer zweiten Phase einer anderen Stichprobe (N = 48; AM = 24 Jahre; 26 weiblich) zur Beurteilung ihrer Typikalität vorgelegt mit folgender Instruktion (nach Fehr & Russell, 1984, Studie 3):

In dieser Untersuchung geht es darum, was uns in den Sinn kommt, wenn wir Worte hören und verwenden. Nehmen wir z.B. das Wort „rot“. Schließen Sie Ihre Augen und stellen Sie sich ein echtes „Rot“ vor. Nun stellen Sie sich bitte ein „Orangerot“ vor, und stellen Sie sich danach ein „Purpurrot“ vor. Obwohl Sie immer noch das Orangerot oder das Purpurrot mit dem Ausdruck

„Rot“ benennen können, sind diese beiden doch nicht so *gute Beispiele* für „Rot“ (also nicht derart klare Fälle für Rot) wie das eindeutige, eigentliche „Rot“.

Denken Sie bitte daran, dass Ihre Beurteilung, ein wie gutes Beispiel etwas ist, nichts zu tun hat damit, wie sehr Sie es mögen. Sie können z.B. ein Purpurrot einem echten Rot vorziehen, aber Sie wissen dennoch, dass Letzteres das bessere Beispiel für „Rot“ ist.

Das Wort, wofür wir uns hier interessieren, ist LIEBE. Unten auf der Seite befindet sich eine Liste verschiedener Arten der Liebe.

- a) Wir möchten Sie bitten anzugeben, ein wie gutes Beispiel für LIEBE diese verschiedenen Arten der Liebe jeweils sind.

Nehmen Sie bitte eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“. Dabei ist: „1 = ein extrem schlechtes Beispiel für Liebe“, „2 = ein schlechtes Beispiel für Liebe“, „3 = ein mittelmäßiges Beispiel für Liebe“, „4 = ein gutes Beispiel für Liebe“ und „5 = ein ausgezeichnetes Beispiel für Liebe“.

- b) Als Nächstes schätzen Sie bitte ein, *wie oft Sie persönlich* die jeweilige Liebesart bereits *erlebt haben*. Auch hier nehmen Sie bitte eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“: „1 = noch nie“, „2 = selten“, „3 = mittelmäßig oft“, „4 = oft“ und „5 = sehr oft“.

- c) Schätzen Sie bitte als Nächstes ein, wie oft Sie Zeuge gewesen sind – sei es in der Realität oder im Kino/Fernsehen/Theater – dass andere Personen diese Liebesarten erlebt haben. Nehmen Sie auch hier bitte wieder eine Einstufung vor zwischen „1“ und „5“: „1 = noch nie“, „2 = selten“, „3 = mittelmäßig oft“, „4 = oft“ und „5 = sehr oft“.

- d) Als Nächstes geben Sie bitte an, mit welcher typischen Intensität Sie persönlich die jeweilige Liebesform erlebt haben.

Auch hier nehmen Sie bitte eine Einstufung vor zwischen „1 = kaum bemerkbar“, „2 = schwach“, „3 = mittelmäßig“, „4 = stark“ und „5 = sehr stark“.

- e) Zum Schluss geben Sie bitte nun an, wie unangenehm bzw. angenehm die jeweilige Liebesform für Sie ist bzw. gewesen ist. Nehmen Sie hier bitte eine Einstufung vor zwischen „1“ und „10“: „1 = außerordentlich unangenehm“, „2 = sehr unangenehm“, „3 = ziemlich unangenehm“, „4 = etwas unangenehm“, „5 = eher unangenehm“, „6 = eher angenehm“, „7 = etwas angenehm“, „8 = ziemlich angenehm“, „9 = sehr angenehm“ und „10 = außerordentlich angenehm“.

In Abänderung zur entsprechenden Instruktion bei den Studien 2 und 3 wurde hier das Wort „Gefühl“ nicht erwähnt. Dies ermöglichte, die Typikalitätswerte unabhängig von ihrer absoluten Größe zu anderen Variablen in Beziehung zu setzen.

Zudem erlaubte dies eine Prüfung, inwieweit mögliche Zusammenhänge zwischen den Erlebensdimensionen von ihrer expliziten Bezeichnung als Gefühl abhängig sind.

### 6.4.3.2 Ergebnisse

Alle Items bis auf „Hassliebe“ wurden als positiv-valent eingestuft; das Maximum erzielte dabei die *erotische Liebe* mit einem Mittelwert von 9,53, gefolgt von *Partnerliebe*

(9,13), *Freundschaft* (8,96), *Verliebtsein* (8,94), *Elternliebe* (8,25), *Zuneigung* (8,21), *Kindesliebe* (8,16), *platonische Liebe* (7,89), *kameradschaftliche Liebe* (7,72), *Mutterliebe* (7,68), *Nächstenliebe* (7,65), *Geschwisterliebe* (7,35), *Liebelei* (7,09); das Schlusslicht bei diesen positiv-valenten Typen der Liebe bildete die *Selbstliebe* (6,71).

Die *Hassliebe* wurde hingegen als negativ-valent beurteilt (AM = 3,30). Dieses Item wurde aus der weiteren Analyse ausgeschlossen, da hier nur eindeutig positiv-valente Arten der Liebe untersucht werden sollten.

Den höchsten Typikalitätswert erhielt die *Partnerliebe* (AM = 4,75) vor der *erotischen Liebe* (4,15) und der *Mutterliebe* (4,06), gefolgt von der *Elternliebe* (3,94), der *Kindesliebe* (3,93), dem *Verliebtsein* (3,83), der *platonischen Liebe* (3,44), der *Freundschaft* (3,23), der *Geschwisterliebe* (3,17), der *Nächstenliebe* (3,15), der *Zuneigung* (2,92) und der *kameradschaftlichen Liebe* (2,83); die geringsten Werte erreichten die *Hassliebe* (2,17), die *Liebelei* (2,40) sowie die *Selbstliebe* (2,63).

Die Rangreihe der Typikalitätseinstufungen dieser 14 Untertypen der Liebe (ohne Hassliebe) korrelierte signifikant mit der Rangreihe der Nennungshäufigkeit dieser Items nach Tabelle 5 ( $r_s = .60$ ,  $p < .03$ ).

Die Korrelationsmatrix zwischen den Mittelwerten der Variablen „Typizität“, „Häufigkeit des eigenen Erlebens“, „Häufigkeit des fremden Erlebens“, „typische Intensität des Erlebens“, „Valenz“ sowie der abgeleiteten Variablen der „sozialen Erwünschtheit“ bei den 14 verbleibenden positiv-valenten Arten der Liebe wird in der Tabelle 6 wiedergegeben:

Tab. 6: Spearman-Rang-Korrelationen der Mittelwerte von 14 Arten von Liebe (Studie 5: N = 48)

	Item	1	2	3	4	5	6
1.	Typikalität	-----	.43	.47*	.76**	.71**	.33
2.	Häufigkeit eigenen Erlebens		-----	.82**	.77**	.78**	.10
3.	Häufigkeit fremden Erlebens			-----	.84**	.72**	.42
4.	Typische Intensität				-----	.89**	.37
5.	Valenz					-----	.16
6.	Differenz zwischen (3) und (2)						-----

\*\*  $p < .01$ ; \*  $p < .05$ ; einseitig

Die Werte in dieser Matrix ähneln denjenigen bei den positiv-valenten Emotionen (s. Tabellen 2 bis 4): Neun der zehn Korrelationen zwischen den Variablen 1 bis 5 sind signifikant positiv, acht davon hochsignifikant positiv. Lediglich die Korrelation zwischen der „Typikalität“ und der „Häufigkeit fremden Erlebens“ ist (mit  $r = .47$ ) nur auf

dem 5%-Niveau signifikant; nur knapp nicht-signifikant ist die Korrelation zwischen der „Typikalität“ und der „Häufigkeit eigenen Erlebens“ ( $p = .06$ ).

## 6.4.4 Studie 6: Korrelate der Typikalität von 14 Arten des Ärgers

### 6.4.4.1 Methode

#### Phase 1

Bei der Auflistung von Gefühlen hatten wir die 202 Untersuchungsteilnehmer auch gebeten, alle Arten von Ärger zu nennen, die ihnen (innerhalb von einer Minute) einfielen (s. Studie 1). Zehn Befragte gaben keine einzige Unterkategorie von Ärger an. Auch hier wurden bei der Zusammenfassung der Antworten syntaktische Varianten sowie Bedeutungsvarianten (z.B. „Frustration“ und „Frustriertsein“) als identisch behandelt. Es wurden insgesamt 123 Items für die Kategorie *Ärger* genannt, von denen 61 von mehr als einer Person aufgezählt wurden.

Jeder Befragte listete im Durchschnitt 3,91 Arten des Ärgers auf. Diese 61 Items sowie ihre Nennungshäufigkeiten sind in der Tabelle 7 wiedergegeben.

Tab. 7: *Freie Auflistung von Arten des Ärgers*

Wut (135)	über Schule (6)	über Sachen (3)
Zorn (73)	Eifersucht (6)	über Politiker (3)
Haß (66)	über Nachbarn (6)	über Freunde (3)
Frustration (37)	über Familie (6)	sich aufregen (3)
Selbstärger (32)	Verärgerung (6)	Abneigung (3)
Aggression (32)	sauer sein (6)	Straßenverkehr (3)
Enttäuschung (22)	Verdruß (5)	Kränkung (3)
über andere (16)	Ungerechtigkeit (5)	Gewalt (3)
über Beziehung (15)	Groll (5)	über Eltern (3)
Neid (14)	Beleidigung (5)	Belästigung (3)
genervt sein (11)	Rache (5)	Bitterkeit (2)
Streit (10)	Jähzorn (5)	Unmut (2)
Alltagsärger (10)	Situation (5)	über Unfähigkeit (2)
Unzufriedenheit (10)	Schreien (5)	Mißgunst (2)
Empörung (9)	Grimm (4)	Mißgeschick (2)
Gereiztheit (9)	über Personen (4)	über Ignoranz (2)
über Arbeit, Beruf (9)	Behördenärger (4)	erboßt sein (2)
Streß (9)	Tobsucht (3)	Auseinandersetzung (2)
Verstimmung (8)	über Chef (3)	Unpünktlichkeit (2)
in Rage sein (7)	Zerstören (3)	
Entrüstung (7)	Verachtung (3)	

N = 192; Nennungshäufigkeiten in Klammern

Wie man sehen kann, unterscheiden sich auch hier die Arten des Ärgers nach der Häufigkeit, mit der sie genannt wurden. Am häufigsten ist das Item *Wut* mit 70,3 % aller Nennungen, gefolgt von *Zorn* mit 38 % und *Hass* mit 34,4 %; ab dem vierthäufigsten Item – *Frustration* – erfolgt eine graduelle Abnahme der Nennungshäufigkeiten.

Die Zahl der Nennungen bei der Kategorie *Ärger* ist im Vergleich zur Zahl der Nennungen bei der Kategorie *Liebe* (Tabelle 5) etwas geringer.

Die Untertypen des Ärgers wurden nach denselben Kriterien ausgewählt wie die Arten der Liebe.

Die folgenden 14 Arten des Ärgers wurden ausgewählt:

*Alltagsärger, Belästigung, Empörung, Entrüstung, Frustration, Grimm, Jähzorn, Kränkung, Reizbarkeit, Sauersein, Selbstärger, Verärgerung, Verdruss, Wut und Zorn.*

## Phase 2

In einem zweiten Schritt wurden diese 14 Ärgertypen einer anderen Stichprobe (N = 40; AM = 22,7 Jahre; 25 weiblich) zur Beurteilung ihrer Typikalität vorgelegt. Sie erhielten dieselbe Instruktion wie die Befragten der Studie 5, lediglich das Wort *Liebe* wurde durch das Wort *Ärger* ersetzt.

Auch in dieser Studie wurde das Wort *Gefühl* nicht erwähnt.

### 6.4.4.2 Ergebnisse

Alle Items wurden als negativ-valent (zwischen „1 = außerordentlich unangenehm“ und „5 = eher unangenehm“) eingestuft. Am negativsten wurde das Item *Kränkung* (AM = 2,28) eingestuft, gefolgt von (in aufsteigender Reihe): *Frustration* (2,55), *Belästigung* (2,75), *Jähzorn* (3,05), *Selbstärger* (3,05), *Verdruss* (3,30), *Grimm* (3,52), *Zorn* (3,59), *Alltagsärger* (3,67), *Verärgerung* (3,93), *Wut* (4,64), *Sauersein* (4,72), *Entrüstung* (4,75) und *Empörung* (4,82).

Bei der Einstufung der Typikalität ergab sich folgende Rangreihe:

Den höchsten Wert erhielt *Selbstärger* (AM = 4,13), gefolgt von *Verärgerung* (4,05), *Wut* (3,90), *Alltagsärger* (3,88), *Sauersein* (3,68), *Zorn* (3,52), *Entrüstung* (2,97), *Empörung* (2,85), *Jähzorn* (2,77), *Verdruss* (2,75), *Grimm* (2,67), *Belästigung* (2,65), *Frustration* (2,65) und *Kränkung* (2,58).

Die Korrelation zwischen der Typikalitätsrangreihe dieser 14 Items und ihrer Häufigkeitsrangreihe bei der freien Auflistung (Tabelle 7) war signifikant ( $r_s = .54, p < .03$ ).

Zwischen den Mittelwerten der Variablen „Typikalität“, „Häufigkeit des eigenen Erlebens“, „Häufigkeit des fremden Erlebens“, „typische Intensität des Erlebens“, „Valenz“ sowie der abgeleiteten Variable der „sozialen Unerwünschtheit“ (Differenz zwischen „fremder“ und „eigener Häufigkeit“) bei den 14 negativ-valenten Arten des Ärgers zeigten sich folgende Korrelationen (s. Tabelle 8):

Tab. 8: Spearman-Rang-Korrelationen der Mittelwerte von 14 Arten des Ärgers (Studie 6: N = 40)

	Item	1	2	3	4	5	6
1.	Typikalität	-----	.69**	.44	.68**	-.58*	-.75**
2.	Häufigkeit eigenen Erlebens		-----	.81**	.83**	.31	-.69**
3.	Häufigkeit fremden Erlebens			-----	.69**	.34	-.24
4.	Typische Intensität				-----	.24	-.64**
5.	Valenz					-----	-.34
6.	Soziale Unerwünschtheit (= Differenz zwischen 3 u. 2)						-----

\*\* p < .01; \* p < .05; einseitig

Neun der fünfzehn Korrelationen sind signifikant, davon fünf positiv; die drei signifikanten Korrelationen der Variable der „sozialen Unerwünschtheit“ (Variable 6) sind wie erwartet negativ, nämlich zur Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ ( $r = -.69$ ), zur Variablen „typische Intensität“ ( $r = -.64$ ) und zur Variablen „Typikalität“ ( $r = -.75$ ).

Die Zahl signifikanter Korrelationen in dieser Matrix ist insgesamt größer als bei den entsprechenden Tabellen der Studien 2, 3 und 4 (vgl. Tab. 3 und 4).

Auffällig ist hier, dass die Variable der Typikalität mit drei der vier Erlebensvariablen signifikant korreliert, nämlich mit der Variable der Häufigkeit eigenen Erlebens (.69), mit der Variablen der „typischen Intensität“ (.68) und auch (negativ) mit der Variablen der „Valenz“ (-.58). Ferner korreliert sie signifikant negativ ( $r = -.75$ ) mit der Variablen der „sozialen Unerwünschtheit“.

## 6.5 Diskussion der Ergebnisse

### 6.5.1 Die Erlebensdimensionen der Emotionen als Korrelate der Typikalität von Emotionsbegriffen

Unsere Ausgangsannahme, wonach die Typikalität von Emotionsbegriffen als Teil des semantischen Wissens in systematischer Beziehung steht mit anderen Aspekten des semantischen Emotionswissens, nämlich den sog. Erlebensdimensionen von Emotionen, konnte bestätigt werden. Allerdings unterscheiden sich die Ergebnisse bei den positiv-valenten und den negativ-valenten Emotionen:

Bei den *positiv-valenten Emotionen* korrelieren die Erlebensvariablen *Valenz*, *Intensität* und *Häufigkeit des fremden Erlebens* in allen vier einschlägigen Studien (Nr. 2 bis Nr. 5) signifikant positiv mit dem Typikalitätsrating; die entsprechende Korrelation mit

der Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ blieb in den Studien 2, 3 und 5 jeweils nur knapp nicht-signifikant, in der Studie 4 war sie hoch signifikant positiv.

Die Typikalität von positiv-valenten Emotionen hängt also eng mit den Erlebensvariablen dieser Emotionen zusammen; dies ist ein über vier Studien konsistentes Ergebnismuster.

Wie vorausgesagt, korreliert dagegen die Variable der „sozialen (Un-)Erwünschtheit“ nicht signifikant mit der Typikalität positiv-valenter Emotionen; der Aspekt der sozialen (Un-)Erwünschtheit ist hierbei also irrelevant.

Dieses Ergebnis bestätigt also unsere Ausgangsannahme, dass bei den positiv-valenten Emotionen, bei denen soziale Erwünschtheitserwägungen keine Rolle spielen, die Typikalitätseinstufungen dieser Emotionen im semantischen Gedächtnis eng mit den Erlebensdimensionen dieser Emotionen zusammenhängen. Dabei kann aufgrund unserer Daten die Richtung des Zusammenhangs nicht empirisch geprüft werden. Die Vermutung erscheint aber doch plausibler, dass die konkreten Erlebensphänomene das abstrakte Typizitätsurteil bestimmen, als umgekehrt.

Bei den *negativ-valenten Emotionen* ergibt sich ein differenzierteres Bild:

Die Typikalität negativ-valenter Emotionsbegriffe korreliert erwartungswidrig lediglich mit einer einzigen Variable konsistent (und positiv), nämlich der Variablen „Häufigkeit fremden Erlebens“ (in der Studie 6 blieb dieser Zusammenhang knapp nicht-signifikant,  $p = .07$ ; s. Tab. 8).

Diese Orientierung der Typikalität negativ-valenter Emotionen am emotionalen Heterostereotyp ist unabhängig von der Valenz und sozialen Unerwünschtheit dieser Emotionen; einzig bei den Ärger-Unterkategorien zeigten sich entsprechend negative Zusammenhänge zwischen diesen Variablen.

Die Typizitätseinstufungen negativ-valenter Emotionen scheint sich also in erster Linie an der Häufigkeit zu orientieren, mit der man glaubt, dass *andere* diese Emotionen erleben, und zwar unabhängig von allen anderen Erlebensaspekten wie etwa Valenz, soziale Unerwünschtheit sowie Häufigkeit und Intensität eigenen Erlebens.

Möglicherweise sind solch „dramatischen“ negativen Emotionen wie „Hass“ oder „Panik“ tatsächlich eher bei anderen Menschen (zumindest vermittelt über die Medien) zu beobachten als dass sie selbst erlebt werden. In einem derartigen Häufigkeits-Heterostereotyp könnte also durchaus ein „Körnchen Wahrheit“ liegen. Falls dies zutrifft, würde es unsere Annahme erhärten, dass die Erlebensvariablen der Emotionen eher das entsprechende Typikalitätsurteil determinieren als umgekehrt (s. o.).

Warum korreliert nun die „konstitutive“ Variable der Valenz bei den negativ-valenten Emotionen weder mit der Prototypikalität (mit einer Ausnahme, s. Tab. 8) noch mit einer anderen Erlebensvariable, also weder mit der „typischen Intensität“, der „Häufigkeit eigenen Erlebens“, der „Häufigkeit fremden Erlebens“ noch der „sozialen Unerwünschtheit“?

Möglicherweise spielen bei der Beurteilung der Valenz negativ-valenter Emotionen neben den rein hedonischen Aspekten noch weitere Gesichtspunkte eine Rolle, so etwa, ob

das Erleben einer negativen Emotion „dennoch sinnvoll“ war, „letzten Endes“ den eigenen Zielen nützte oder sogar der eigenen Weiterentwicklung bzw. Reifung dienlich gewesen ist.

So haben immerhin 62 % der Befragten in der „klassischen“ Ärger-Studie von Averill (1982) angegeben, dass eine selbst erlebte, intensive Ärger-Episode „letztendlich“ doch als nützlich („beneficial“) zu bewerten war (vgl. a. McFarland & Alvaro, 2000).

Neben dem Bewerten und Erleben einer aktuellen negativen Emotionsepisode als „unangenehm“, „schmerzlich“ usw. werden im semantischen Gedächtnis negativ-valente Emotionen möglicherweise auch unter längerfristigen und anderen Aspekten beurteilt, wobei diese „Metabewertung“ insgesamt ambivalent ausfallen mag.

Diese Interpretation stuft negativ-valente Emotionen also als hoch-komplexe, „zweispältige“ Urteilsobjekte ein, die daher in der semantischen Erinnerung in keiner eindeutigen, systematischen Beziehung mit anderen Erlebensaspekten stehen.-

Während bei den Studien 2 bis 4, bei denen Emotionsbegriffe auf Basisniveau eingestuft wurden, also nur die Variable der „Häufigkeit fremden Erlebens“ mit der Typikalität korreliert, zeigten sich bei der entsprechenden Einschätzung der Typizität der Unterarten von *Ärger* hoch signifikante Zusammenhänge zwischen der Typikalität und den Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ ( $r = .69$ ), „typische Intensität“ ( $r = .68$ ) und „Valenz“ ( $r = -.58$ ).

Möglicherweise sind diese engen Beziehungen zwischen der Typikalität und den Erlebensvariablen bei den vierzehn Arten des Ärgers darauf zurückzuführen, dass die Unterkategorien der Basisniveauekategorie *Ärger* einander semantisch ähnlicher sind als die Basiskategorien (also die negativ-valenten Emotionen Ärger, Angst, Ekel usw.) zur Oberkategorie *Gefühl*.-

Wir konnten insgesamt in unseren Studien also zeigen, dass die abgestufte Mitgliedschaft von Emotionsbegriffen eine Funktion bestimmter Erlebensparameter dieser Emotionen im semantischen Gedächtnis ist bzw. mit diesen Erlebensdimensionen korreliert. Dies widerspricht natürlich einem radikalen Prototypenansatz, der die Möglichkeit ablehnt, dass es Variablen bzw. Merkmale gibt, die allen Mitgliedern einer (Emotions-)Kategorie in unterschiedlichem Ausmaß zukommen und auf diese Weise die abgestufte Mitgliedschaft von Kategorieexemplaren erklären.

So haben Russell und Fehr (1994, Studie 3) ihre Probanden die Prototypikalität eigener erinnelter Ärger-Episoden einstufen lassen; ferner sollten die Pbn die Intensität jeder dieser Ärger-Episoden beurteilen. Über die insgesamt 165 erinnerten Ärger-Fälle korrelierten die Variablen „Prototypikalität“ und „Intensität“ signifikant positiv ( $r = .61$ ). Obwohl dieser Wert beeindruckend hoch ist (und ein Beispiel für enge Zusammenhänge zwischen diesen Variablen auch im episodischen Gedächtnis darstellt), beeilten sich die Autoren, dieses Ergebnis zu relativieren: Die Prototypikalität sei „nicht identisch“ mit der Intensität (was niemand behauptet); es gebe ferner „noch weitere Merkmale, die die Prototypikalität determinieren“ (dem stimmen wir zu, s.o.); und möglicherweise sei dieser enge Zusammenhang darauf zurückzuführen, dass sie ihre Pbn instruiert hatten, „annoyances and petty irritations“ zu vergessen, was dann die weniger intensiven Fälle aus-

schließt. Dieser letzte Kritikpunkt mag berechtigt sein, er berührt jedoch in keiner Weise die Gültigkeit unserer Ergebnisse.

### 6.5.2 Die Struktur der Erlebensdimensionen von Emotionen im semantischen Gedächtnis

Bei den *positiv-valenten Emotionen* zeigte sich erwartungsgemäß eine klare und stabile Struktur zwischen den vier Emotionsvariablen Valenz, Typische Intensität, Häufigkeit eigenen Erlebens und Häufigkeit fremden Erlebens: Alle jeweils sechs Interkorrelationen waren in allen vier einschlägigen Studien (Nr. 2 bis Nr. 5) signifikant positiv; lediglich die Korrelation zwischen „Häufigkeit fremden Erlebens“ und „Valenz“ bei der Studie 4 verfehlte knapp die Signifikanzgrenze. Während diese vier Variablen also eng zusammengehören, sind sie zugleich unabhängig von sozialen Erwünschtheitsüberlegungen.

Bei den *negativ-valenten Emotionen* korrelierten (wie erwartet) die beiden Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und „Typische Intensität“ in allen vier einschlägigen Studien (Nr. 2, 3, 4 und 6) jeweils signifikant negativ mit der Variable der „sozialen Unerwünschtheit“.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch das Resultat, wonach in den Studien 2, 3 und 4 jeweils der Mittelwert der Variable „Häufigkeit eigenen Erlebens“ bei den positiven Emotionen signifikant höher ausfiel als der entsprechende Mittelwert bei den negativen Emotionen.

Dagegen ergaben sich keinerlei signifikante Unterschiede in der „Häufigkeit fremden Erlebens“ zwischen positiven und negativen Emotionen: Während die eigenen negativen Emotionen also signifikant seltener erinnert werden als die eigenen positiven Emotionen, werden negative Emotionen bei anderen ähnlich oft berichtet wie positive Emotionen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Variable der „Typischen Intensität“ des Erlebens eigener Emotionen: Auch hier sind die Unterschiede zwischen den Mittelwerten der Intensität positiver und negativer Emotionen in allen drei Studien (2 bis 4) jeweils signifikant.

Das Resultat, wonach Personen signifikant häufiger positive Emotionen erleben (bzw. erinnern) als negative, ist auch aus anderen Untersuchungen wohlbekannt (z.B. Diener, Larsen, Levine & Emmons, 1985; Robinson & Clore, 2002a; Schimmack, Oishi & Diener, 2002, Tab. 1; Watson, 2000); so wurden in einer Tagebuchstudie (Mees, Bielser & Schmitt, 1998), bei der die absoluten Häufigkeiten der täglich erlebten Emotionen über vier Wochen jeweils abends festgehalten wurden, positive Emotionen etwa dreimal häufiger berichtet als negative Emotionen.

Robinson und Clore (2002a) interpretieren solche Befunde als Beleg dafür, dass Personen ihr Leben in möglichst positivem Licht wahrnehmen; eine solche Neigung zu „positiven Illusionen“ (vgl. z.B. Taylor & Brown, 1988) kann (sofern sie maßvoll

bleibt) durchaus günstige Auswirkungen auf (u.a.) die eigene Gesundheit und den eigenen Selbstwert haben.

Unsere Ergebnisse legen jedoch eine etwas andere Interpretation dieser Asymmetrien zwischen positiven und negativen Emotionen im retrospektiven Urteil nahe: Während die positiven Emotionen unabhängig von sozialen Erwünschtheitsaspekten sind, stehen sowohl die „Häufigkeit eigener negativer Emotionen“ als auch die „Intensität negativer Emotionen“ mit der „sozialen Unerwünschtheit“ in enger Beziehung; der Schluss liegt nahe, dass die Asymmetrie zwischen positiven und negativen Emotionen nicht so sehr auf eine eventuell aufgesetzte „rosarote Brille“ zurückzuführen ist (was zu einem Anstieg der erlebten bzw. berichteten *positiven* Emotionen führen würde; vgl. a. Robinson & Clore, 2002b, p. 941); statt dessen reduzieren (verinnerlichte) soziale Urteile das Erleben bzw. Berichten *negativer* Emotionen!

Geht man nun zusätzlich davon aus, dass diese soziale Formung nicht nur das Berichten, sondern auch das *Erleben* von Emotionen beeinflusst (s. Mees, Bielser & Schmitt, 1998), so ist der Effekt zwar in beiden Fällen derselbe: nämlich eine Dominanz positiver Emotionen gegenüber negativen. Allerdings ist der Weg dazu anders als von Robinson und Clore vermutet: Diese Dominanz geht nicht auf das im Vergleich zu anderen relativ häufigere Erleben positiver Emotionen zurück (die entsprechenden Mittelwertsunterschiede sind in allen drei Stichproben 2-4 nicht-signifikant), sondern auf das relativ seltenere Erleben negativer Emotionen.

Dies lässt sich als selbstwertdienliche Tendenz interpretieren: Sozial unerwünschte Emotionen erlebt man selbst nur selten, und wenn doch, dann nur wenig intensiv.

Diese selbstwertdienliche Tendenz reiht sich ein in viele ähnliche Befunde, die belegen, dass Personen (üblicherweise) bestrebt sind, ihren Selbstwert hoch zu halten (s. z.B. Baumeister, 1999; Schütz, 2000).

Insgesamt wird hierdurch unsere Annahme bestätigt, wonach die Variable der sozialen Unerwünschtheit einen größeren Einfluss auf das Erleben unangenehmer Emotionen hat als umgekehrt die soziale Erwünschtheit auf das Erleben angenehmer Emotionen.

Welche negativ-valenten Emotionen sind eigentlich sozial besonders unerwünscht? Folgende Emotionen weisen die höchsten Differenzwerte zwischen der „Häufigkeit fremden Erlebens“ und der „Häufigkeit eigenen Erlebens“ dieser Emotionen auf: In der Studie 2 sind es die Emotionen *Neid* (Differenz zwischen den Mittelwerten der „Häufigkeit fremden Erlebens“ und der „Häufigkeit eigenen Erlebens“ bei einer fünfstufigen Skala: .89), *Eifersucht* (.86) und *Panik* (.66); in der Studie 4 sind es ebenfalls diese Emotionen: *Eifersucht* (1,19), *Panik* (1,03) und *Neid* (.81); in der Studie 3 wurden folgende Emotionen als sozial besonders unerwünscht eingestuft: *Hass* (1,04), *Schadenfreude* und *Verachtung* (jeweils .98) sowie *Verzweiflung* (.96).

Wer diese Emotionen häufig und intensiv erlebt, steht also unter einem besonderen sozialen Rechtfertigungsdruck.

Dass gerade diese (und keine anderen) negativ-valenten Emotionen besonders missbilligt werden, lässt sich sozialkonstruktivistisch interpretieren: Es handelt sich entweder um soziale Emotionen (wie *Hass*, *Neid*, *Schadenfreude*, *Verachtung* und *Eifersucht*),

welche die Harmonie bzw. den sozialen Zusammenhalt in einer sozialen Gemeinschaft potentiell beeinträchtigen, d.h. sich sozial dysfunktional auswirken können; oder aber es sind besonders intensive negative Emotionen (wie *Panik* und *Verzweiflung*), die zu einem Kontrollverlust führen bzw. zu unüberlegten Handlungen verleiten können, die später bereut werden (s.a. Mees, 2002); das Erleben dieser beiden starken negativen Emotionen wird also sozial missbilligt, weil sie das „normale Funktionieren“ eines Individuums beeinträchtigen könnten (zu sozialkonstruktivistischen Ansätzen s.a. Laucken, 2000; Weber, 2000).-

Könnte man die signifikanten Mittelwertsunterschiede zwischen der Häufigkeitseinstufung eigener und von anderen Personen erlebter negativer Emotionen nicht darauf zurückführen, dass (wie oben erwähnt) negative Emotionen wie „Hass“ oder „Panik“ tatsächlich häufiger bei anderen zu beobachten sind als selbst erlebt werden? Wenn Personen also signifikant häufiger positive als negative Emotionen selbst erleben, während sie bei anderen Personen keinen signifikanten Unterschied in der Häufigkeit positiver und negativer Emotionen berichten, könnte dies doch die „realen“ Verhältnisse wieder spiegeln.

Gegen diese Interpretation kann allerdings eingewendet werden, dass dasselbe Argument auch für bestimmte positive Emotionen gilt: Auch positive Emotionen wie z.B. „Bewunderung“ oder „Dankbarkeit“ dürften bei anderen Personen (zumindest in der „fiktionalen Realität“, also in Literatur, Theater, Film, Fernsehen u.a.) häufiger zu beobachten sein selbst erlebt werden. Dann aber ist mit dieser Hypothese der „Realitätsentsprechung“ der festgestellte signifikante Mittelwertsunterschied zwischen dem Häufigkeitsurteil selbst erlebter positiver und selbst erlebter negativer Emotionen nicht mehr zu erklären.-

Welche Beziehungen finden sich zwischen Häufigkeits- und Intensitätsurteilen bei den positiven und negativen Emotionen?

Im semantischen Gedächtnis korreliert die Variable „Häufigkeit positiver Emotionen“ (HpE) signifikant mit der Variable „Häufigkeit negativer Emotionen“ (HnE), sofern nach dem Erleben dieser Emotionen „im Allgemeinen“ gefragt wird, also als „trait“-Einstufung (vgl. unsere Studien Nr. 2 bis 4); auch für Einschätzungen „hypothetischer“ Szenarien bzw. episodischer Erinnerungen sind derartige Resultate gefunden worden (vgl. Schimmack & Diener, 1997, Studie 1 und 2).

Dem stehen allerdings Befunde aus einer großen kulturvergleichenden Studie gegenüber (Schimmack, Oishi & Diener, 2002): In dieser Studie sollten Angehörige aus 38 Nationen angeben, wie oft sie vier angenehme Emotionen (joy, contentment, affection, pride) und vier unangenehme Emotionen (sadness, fear, anger, guilt) „während des letzten Monats“ erlebt haben. Zwischen HpE und HnE ergaben sich bei den 38 Stichproben Korrelationskoeffizienten zwischen  $r = .09$  (Hongkong) und  $r = -.49$  (Ägypten) (s. Tab. 1); im Mittel korrelierten beide Variablen signifikant negativ, wenn auch schwach ( $r = -.18$ ). Der vorgegebene Zeitrahmen („letzter Monat“) macht es nach den Resultaten von Robinson & Clore (2002a, s.o.) wahrscheinlich, dass die Pbn auf ihr semantisches Emotionswissen bei der Beantwortung der gestellten Fragen zurückgreifen mussten. Jedoch unterscheidet sich eine Beurteilung von erlebten Emotionshäufigkeiten „während

des letzten Monats“ von einer entsprechenden Erinnerung, wie oft man positive und negative Emotionen „bisher“ erlebt hat bzw. „im Allgemeinen“ erlebt: Während positive und negative Emotionen „im Allgemeinen“ durchaus voneinander unabhängig sein und dann auch empirisch positiv interkorrelieren können, ist es möglich, dass eine solche Unabhängigkeit bei einem Zeitrahmen von nur einem Monat nicht gegeben ist: Nämlich dann, wenn die Pbn die proportionale zeitliche Dauer positiver und negativer Emotionen in einem kleinen Zeitrahmen wie „einem Monat“ berücksichtigen (vgl. Warr, Barter & Brownbridge, 1983): Emotionen wie „Trauer“ oder auch „Angst“ werden erfahrungsgemäß häufig über einen längeren Zeitraum erlebt, und der Anteil erlebter negativer Emotionen geht dann zu Lasten semantisch antonymer Emotionen: Das Erleben von „Trauer“ verringert den Anteil des Erlebens von „Freude“. Natürlich kann man in gewissen Grenzen zwei bedeutungsgegensätzliche Emotionen zugleich erleben (also z.B. Trauer und Freude), sofern sie sich auf unterschiedliche intentionale Objekte beziehen (man trauert über den Tod eines geliebten Haustieres und freut sich über das lang ersehnte Wiedersehen mit einer geliebten Person); jedoch dürften „Trauer“ und „Angst“ i.d.R. globale, nicht lokalisierte Aspekte des phänomenalen Erlebens darstellen und die Tendenz aufweisen, jeweils die gesamte „Tönung“ des Erlebnisfeldes zu bestimmen.

Auch empirisch geht die Zunahme des Erlebens eines positiven Affekts („pleasure“) einher mit der Abnahme des Erlebens eines negativen Affekts („displeasure“); beide sind reziprok, schließen sich allerdings gegenseitig nicht aus (vgl. Schimmack, 2001).

Zurück zur Untersuchung von Schimmack et al. (2002): Während also die signifikant negativen Korrelationen zwischen HpE und HnE mit dem kurzen Bewertungszeitraum (ein Monat) zusammenhängen können, ist es durchaus plausibel anzunehmen, dass sich in einem ganzen Leben „schlechte Zeiten“, bei denen man vermehrt negative Emotionen erlebt, mit „guten Zeiten“ abwechseln können, in denen man vermehrt positive Emotionen erlebt. Personen, die oft positive Emotionen erleben, können zugleich auch jene sein, die oft negative Emotionen erfahren (s.a. Schimmack, Oishi, Diener & Suh, 2000).

Auch die Variable der „Intensität positiver Emotionen“ korreliert signifikant positiv mit der Variable „Intensität negativer Emotionen“ (vgl. Bachorowski & Braten, 1994; Diener et al, 1985; Larsen & Diener, 1987; Schimmack & Diener; und unsere Studien Nr. 2 bis Nr. 4; s. aber die davon abweichenden Ergebnisse von Bagozzi, Wong & Yi, 1999!).

Das vorläufige Fazit aus diesen Studien könnte (mit aller Vorsicht) also wie folgt lauten:

Personen, die oft und intensiv positive Emotionen erleben, sind zugleich diejenigen Personen, die oft und intensiv negative Emotionen erleben (im Extrem: „himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt“); und solche Personen, die positive Emotionen eher selten und schwach erleben, sind auch jene, die negative Emotionen selten und wenig ausgeprägt erleben: Das Glück ist wohl doch ein „Kontrastphänomen“ und nur um den Preis des Erlebens auch von Leid erfahrbar - so bereits Kant (1798/2000). Allerdings reicht es nicht, dass „jedem Vergnügen ein Schmerz vorausgeht“ (Kant, a.a.O., § 60); das Individuum muss auch in der Lage sein, die entsprechenden Emotionen erleben zu können, also eine entsprechende Persönlichkeitsdisposition (trait) besitzen.

Nicht erwartet haben wir das systematische Ergebnis, wonach die beiden Variablen „Häufigkeit eigenen Erlebens“ und „Typische Intensität“ bei den negativ-valenten Emotionen jeweils hochsignifikant positiv miteinander korrelieren.

Dies entspricht dem Resultat für diese beiden Variablen bei den positiv-valenten Emotionen und stellt daher ein von der Valenz der Emotion unabhängiges, stabiles Ergebnis dar: „Häufig erlebte Emotionen“ werden im semantischen Gedächtnis zugleich als „intensiv erlebt“ gespeichert (und umgekehrt).

In früheren Studien (z.B. Schimmack & Diener, 1997), sind die Korrelationen zwischen den Variablen „Häufigkeit“ und „Intensität“ sehr unterschiedlich ausgefallen, entweder waren sie negativ (Studie 1) oder nur schwach ( $r = .15$  bei positiven Emotionen) bis mittel ( $r = .33$  bei negativen Emotionen; Studie 2). Die hier gefundenen klaren positiven Beziehungen zwischen „Häufigkeit“ und „typischer Intensität“ eigener Emotionen waren daher nicht erwartbar. Vielleicht weist dies auch auf einen wichtigen Unterschied zwischen dem episodischen und dem semantischen Gedächtnis für Emotionen hin:

Die „Häufigkeit des Erlebens eigener Emotionen“ und die „Typische Intensität“ korrelieren *nur im semantischen Gedächtnis* signifikant positiv, und zwar sowohl bei den positiven wie bei den negativen Emotionen.

Natürlich sind diese beiden Variablen der „Häufigkeit“ und der „typischen Intensität“ konzeptuell voneinander unabhängig; sie sind aber möglicherweise im semantischen Gedächtnis enger miteinander verbunden als im episodischen Gedächtnis. Ist dies ein Beleg für eine „verzerrte“, nicht realitätsgerechte Erinnerung?

Unser allgemeines Wissen von unseren persönlichen Lebenserfahrungen, unseren Einstellungen und eben auch unseren Emotionen kann durchaus auch dann korrekt sein, wenn die Erinnerung an einzelne Episoden verlorengegangen ist; dieser verlorene Inhalt wird dann häufig als semantisches Wissen rekonstruiert (vgl. Neisser, 1981). Das semantische Emotionswissen „verzerrt“ also nicht grundsätzlich die Erinnerung an episodische Details; statt dessen füllt das semantische Emotionswissen Lücken aus, wenn das episodische Emotionswissen unzugänglich wird (vgl. a. Robinson & Clore, 2002a).-

*Nebenbei:* Dass sich sowohl in der Studie 5 („Arten der Liebe“) wie auch in der Studie 6 („Arten des Ärgers“) ähnliche Zusammenhänge zwischen den sechs Variablen ergeben haben wie in den drei anderen Studien (2 bis 4) spricht dafür, dass diese Befunde unabhängig sind von der expliziten Verwendung des Wortes „Gefühl“: Dieses Wort wurde ja in den Instruktionen zu den Studien 5 und 6 nicht benutzt.

Entscheidend ist also, dass die Arten der Liebe bzw. die Arten des Ärgers als Emotionen erlebbar sind; ob dieses Erleben explizit als „Gefühl“ bezeichnet wird, ist demgegenüber sekundär.-

Unsere Ergebnisse erlauben insgesamt die Schlussfolgerung, dass die bisher dominante Ausrichtung der psychologischen Emotionsforschung auf das aktuelle Erleben bzw. episodische Erinnern von Emotionen um Analysen des semantischen Emotionswissens ergänzt werden sollte; beide Untersuchungsperspektiven können, so lässt sich vermuten, durchaus voneinander profitieren.

## 6.6 Anmerkungen:

- 1 Wir sprechen hier (im Gegensatz zur Instruktion bei den Studien Nr.1 bis Nr. 4) von *Emotions*begriffen und nicht von *Gefühls*begriffen, um zu verdeutlichen, dass unser Thema Emotionen und nicht Körpergefühle sind: Emotionen entstehen durch kognitiv vermittelte Bewertungen bzw. Einschätzungen von etwas als „positiv“ (angenehm/gut) bzw. als „negativ“ (unangenehm/schlecht) (s.a. Clore, Wyer, Dienes, Gasper, Gohm & Isbell, 2001); dagegen kann sich im Deutschen der Begriff „Gefühl“ auch auf Sinnesempfindungen (z.B. „Wärme“, „Kälte“, „Durstgefühl“ usw.), also auf sog. Körpergefühle beziehen, die nicht kognitiv vermittelt sind (s.a. Mees, 1991, S. 33f.).
- 2 Wir verwenden im Folgenden alle drei synonymen Begriffe gleichermaßen.
- 3 Interessanterweise beklagen Russell und Feldman Barrett (1999), dass „emotion is too broad a class of events to be a single scientific category“ (p. 805); dabei setzen sie allerdings „emotion“ mit „affect“ gleich, was die Pbn in der Studie 1 (Tabelle 1) bei Fehr und Russell (1984) offensichtlich *nicht* taten (ihre klarsten Beispiele für die Kategorie *emotion* waren eindeutig Emotionen im hier verwendeten Sinn, s.o., Anmerkung 1).
- 4 Die Daten der Studien 1, 2 und 4 wurden zur Prüfung anderer Hypothesen in Teilen auch in Mees, Bielser & Schmitt (1998) verwendet.

## 6.7 Literatur

- Armstrong, S. L., Gleitman, L. R. & Gleitman, H. (1983). What some concepts might not be. *Cognition*, *11*, 263-308.
- Aron, A. & Westbay, L. (1996). Dimensions of the prototype of love. *Journal of Personality and Social Psychology*, *70*, 535-551.
- Averill, J. R. (1982). *Anger and aggression. An essay on emotion*. New York: Springer.
- Bachorowski, J. A. & Braaten, E. B. (1994). Emotional intensity: Measurement and theoretical implication. *Personality and Individual Differences*, *17*, 191-199.
- Bagozzi, R. P., Wong, N. & Yi, Y. (1999). The role of culture and gender in the relationship between positive and negative affect. *Cognition and Emotion*, *13*, (16), 641-672.
- Bahrack, H. P. (1996). Ökologische Gedächtnisforschung: Methoden und Ergebnisse. In D. Albert und K. Stapf (Hrsg.), *Gedächtnis. Enzyklopädie der Psychologie: Kognition*, *4*, (S. 693-727). Göttingen: Hogrefe.
- Baumeister, R. F. (Ed.) (1999). *The self in social psychology*. Ann Arbor, Mi: Taylor & Francis.
- Carstensen, L.L. & Cone, J.D. (1983). Social desirability and measurement of psychological well-being in elderly persons. *Journal of Gerontology*, *38*, 713-715.
- Clore, G. L. & Ortony, A. (1991). What more is there to emotion concepts than prototypes? *Journal of Personality and Social Psychology*, *60* (2), 48-51.

- Clore, G. L., Wyer, R. S. Jr., Diener, B., Gasper, K., Gohm, C. & Isbell, L. (2001). Affective feelings as feedback: Some cognitive consequences. In L. L. Martin and G. L. Clore (Eds.), *Theories of mood and cognition: A user's guide book* (pp. 27-63), Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Diener, E. (1993). Challenges in measuring subjective well-being and ill-being. *Social Indicators Research*, 28, 1-20.
- Diener, E., Larsen, R. J., Levine, S. & Emmons, R. A. (1985). Intensity and frequency: The underlying dimensions of positive and negativ affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 130-141.
- Diener, E., Smith, H. & Fujita, F. (1995). The personality structure of affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 130-141.
- Eckes, T. (1996). Begriffsbildung. In J. Hoffmann und W. Kintsch (Hrsg.), *Lernen. Enzyklopädie der Psychologie: Kognition*, 7 (S. 273-318). Göttingen: Hogrefe.
- Ekman, P. & Friesen, W. W. (1971). Constants across cultures in the face and emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 17, 124-129.
- Fehr, B. (1988). Prototype analysis of the concepts of love and commitment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 55, 557-579.
- Fehr, B. (1993). How do I love thee...? Let me consult my prototype. In S. Duck (Ed.), *Individuals in relationships* (Vol. 1, pp. 87-120). Newbury Park, CA: Sage.
- Fehr, B. (1994). Prototype-based assessment of laypeople's view of love. *Personal Relationships*, 1, 309-331.
- Fehr, B. & Russell, J.A. (1984). Concept of emotion viewed from a prototype perspective. *Journal of Experimental Psychology: General*, 113, 464-486.
- Fehr, B. & Russell, J.A. (1991). The concept of love viewed from a prototype perspective. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60, 425-438.
- Feldman Barrett, L. (1996). Hedonic tone, perceived arousal, and item desirability: Three components of self-reported mood. *Cognition and Emotion*, 10, 47-68.
- Fisher, G.A., Heise, D.R., Bohrnstedt, G.W. & Lucke, J.F. (1985). Evidence for extending the circumplex model of personality trait language to self-reported moods. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49, 233-242.
- Fitness, J. & Fletcher, G. J. O. (1993). Love, hate, anger, and jealousy in close relationships: A prototype and cognitive appraisal analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 65, 942-958.
- Frei, J. R. & Shaver, P. R. (2002). Respect in close relationships: Prototype definition, self-report assessment, and initial correlates. *Personal Relationships*, 9, 121-139.
- Hassebrauck, M. & Aron, A. (2001). Prototype matching in close relationships. *Personality and Social Psychological Bulletin*, 27, 9, 1111-1122.
- Hochschild, A. R. (1983). *The managed heart*. Berkeley, CA: University of California Press.

- Hoffmann, J. (1994). Basisbegriffe als bevorzugte Äquivalenzklassen. In K. Pawlik (Hrsg.), *39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg* (Abstracts, Vol. I, S. 295-296). Hamburg: Universitätsverlag.
- Kant, I. (2000). Das Gefühl der Lust und Unlust (Originalarbeit erschienen 1798). In R. Brandt (Hrsg.), *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (S. 141-169). Hamburg: Meiner.
- Keil, F. C. (1989). *Concept, kinds, and cognitive development*. Cambridge, MA: MIT Press/Bradford Books.
- Keil, F. C. & Batterman, N. (1984). A characteristic-to-defining shift in the development of word meaning. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, *23*, 221-236.
- Larsen, R. J. & Diener, E. (1987). Affect intensity as an individual difference characteristic: A review. *Journal of Research in Personality*, *21*, 1-39.
- Laucken, U. (2000). Der Sozialkonstruktivismus und die semantische Wissenschaft vom Menschen. *Handlung, Kultur, Interpretation*, *9*, 37-65.
- Lazarus, R.S. (1991). *Emotion and adaptation*. New York: Oxford University Press.
- McFarland, C. & Alvaro, C. (2000). The impact of motivation on temporal comparisons: Coping with traumatic events by perceiving personal growth. *Journal of Personality and Social Psychology*, *79*, 327-343.
- Medin, D. L. (1989). Concepts and conceptual structure. *American Psychologist*, *44*, 1469-1481.
- Medin, D. L. & Goldstone, R. L. (1990). Concepts. In M. W. Eysenck (Ed.), *The blackwell dictionary of cognitive psychology* (pp. 77-83). Oxford: Basil Blackwell Ltd.
- Mees, U. (1991). *Die Struktur der Emotionen*. Göttingen: Hogrefe.
- Mees, U. (1999). Sprache, Gefühle und Handlungen. In J. Straub und H. Werbik (Hrsg.), *Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs* (S. 287-319). Frankfurt/M.: Campus.
- Mees, U. (2002). Emotion. In J. Straub, W. Kempf und H. Werbik (Hrsg.), *Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven* (S. 324-345) (vierte Aufl.). München: dtv.
- Mees, U., Bielser, B. & Schmitt, A. (1998). Are the frequency and intensity of current emotional experiences socially constructed? An empirical investigation. In A. H. Fischer (Ed.), *Proceedings of the Tenth Conference of the International Society for Research on Emotions* (pp. 172-177). Amsterdam: ISRE-Press.
- Meyer, G. J. & Shack, J. R. (1989). Structural convergence of mood and personality: Evidence for old and new directions. *Journal of Personality and Social Psychology*, *57*, 691-706.
- Morger, V. (2000). *Erfahrungsnutzung bei begrifflichen Kognitionen: Episodisch verursachte Flexibilität des semantischen Wissens*. Lengerich: Pabst.

- Murphy, G. L. & Medin, D. L. (1985). The role of theories in conceptual coherence. *Psychological Review*, *92*, 289-316.
- Neisser, U. (1981). John Dean's memory: A case study. *Cognition*, *9*, 1-22.
- Ortony, A., Clore, G. L. & Foss, M. A. (1987). The referential structure of the affective lexicon. *Cognitive Science*, *11*, 341-364.
- Osherson, D. N. & Smith, E. E. (1981). On the adequacy of prototype theory as a theory of concepts. *Cognition*, *9*, 35-58.
- Osherson, D. N. & Smith, E. E. (1982). Gradedness and conceptual combination. *Cognition*, *12*, 299-318.
- Reisenzein, R. (1994). Pleasure-arousal theory and the intensity of emotions. *Journal of Personality and Social Psychology*, *67*, 525-539.
- Robinson, M. D. & Clore, G. L. (2002a). Episodic and semantic knowledge in emotional self-report: Evidence for two judgement processes. *Journal of Personality and Social Psychology*, *83*, 1, 198-215.
- Robinson, M. D. & Clore, G. L. (2002b). Belief and feeling: Evidence for an accessibility model of emotional self-report. *Psychological Bulletin*, *128* (6), 934-960.
- Rosch, E. (1973). On the internal structure of perceptual and semantic categories. In T. E. Moore (Ed.), *Cognitive development and the acquisition of language* (pp. 111-144). New York: Academic Press.
- Rosch, E. (1978). Principles of categorization. In E. Rosch & B. B. Lloyd (Eds.), *Cognition and categorization* (pp. 27-48). Hillsdale, N. J.: Erlbaum.
- Rosch, E. (1988). Coherences and categorization: A historical view. In F. S. Kessel (Ed.), *The development of language and language researchers: Essays in honor of Roger Brown* (pp. 373-392). Hillsdale, N. J.: Erlbaum.
- Rosch, E. & Mervis, C. B. (1975). Family resemblances: Studies in the internal structure of categories. *Cognitive Psychology*, *7*, 573-605.
- Russell, J. A. (1980). A circumplex model of affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, *39*, 1161-1178.
- Russell, J. A. (1991a). In defense of a prototype approach to emotion concepts. *Journal of Personality and Social Psychology*, *60*, 37-47.
- Russell, J. A. (1991b). Culture and the categorization of emotions. *Psychological Bulletin*, *110*, 426-450.
- Russell, J. A. & Fehr, B. (1994). Fuzzy concepts in a fuzzy hierarchy: Varieties of anger. *Journal of Personality and Social Psychology*, *67*, 186-205.
- Russell, J. A. & Feldman Barrett, L. (1999). Core affect, prototypical emotional episodes, and other things called *emotion*: Dissecting the elephant. *Journal of Personality and Social Psychology*, *76*, 5, 805-819.
- Scherer, K. R., Schorr, A. & Johnstone, T. (Eds.) (2001). *Appraisal processes in emotion. Theory, methods, research*. Oxford: Oxford University Press.

- Schimmack, U. (2001). Pleasure, displeasure, and mixed feelings: Are semantic opposites mutually exclusive? *Cognition and Emotion*, 15 (1), 81-97.
- Schimmack, U. & Diener, E. (1997). Affect intensity: Separating intensity and frequency in repeatedly measured affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 73, 1313-1329.
- Schimmack, U., Oishi, S. & Diener, E. (2002). Cultural influences on the relation between pleasant emotions and unpleasant emotions: Asian dialectic philosophies or individualism – collectivism? *Cognition and Emotion*, 16 (6), 705-719.
- Schimmack, U., Oishi, S., Diener, E. & Suh, E. (2000). Facets of affective experiences: A new look at the relation between pleasant and unpleasant affect. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26, 655-668.
- Schütz, A. (2000). *Psychologie des Selbstwertgefühls. Von Selbstakzeptanz bis Arroganz*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Seiler, T. B. (2001). *Begreifen und Verstehen. Ein Buch über Begriffe und Bedeutungen*. Mühlthal: Verlag Allgemeine Wissenschaft.
- Sharpsteen, D. J. (1993). Romantic jealousy as an emotion concept: A prototype analysis. *Journal of Social and Personal Relationships*, 10, 68-82.
- Shaver, P., Schwartz, J., Kirson, D. & O'Connor, C. (1987). Emotion knowledge: Further exploration of a prototype approach. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 1061-1086.
- Slooman, S. A., Love, B. C. & Ahu, W. M. (1998). Feature centrality and conceptual coherence. *Cognitive Science*, 22, 189-228.
- Smith, E. E. (1988). Concepts and thought. In R. J. Sternberg & E. E. Smith (Eds.), *The Psychology of human thought* (pp. 19-49). Cambridge: Cambridge University Press.
- Smith, E.E. (1989). Concepts and induction. In M.T. Posner (Ed.), *Foundations of cognitive science* (pp. 501-526). Cambridge, MA: MIT Press.
- Smith, E. E. & Medin, D. L. (1981). *Categories and Concepts*. Cambridge, Mo: Harvard University Press.
- Sutcliffe, J. P. (1993). Concept, class, and category in the tradition of Aristotle. In I. V. Mechelen, J. Hampton, R. S. Michalski, and P. Thenns (Eds.), *Categories and Concepts. Theoretical views and inductive data analysis*. (pp. 35-66). London: Academic Press.
- Taylor, S. E. & Brown, J. D. (1988). Illusion and well-being: A social psychological perspective on mental health. *Psychological Bulletin*, 110, 67-85.
- Tiller, D. K. & Harris, P. L. (1984). *Prototypicality of emotion concepts: A discussion of normative data*. Unpublished manuscript, Oxford University, Oxford, England.
- Tulving, E. (1984). Precis of elements of episodic memory. *Behavioral and Brain Sciences*, 7, 223-268.

- Tulving, E. (1993). What is episodic memory? *Current Directions in Psychological Science*, 2, 67-70.
- Warr, P., Barter, J. & Brownbridge, G. (1983). On the independence of positive and negative affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 44 (3), 644-651.
- Watson, D. (2000). *Mood and temperament*. New York: Guilford Press.
- Weber, H. (2000). Sozial-konstruktivistische Ansätze. In J. H. Otto, H. A. Euler und H. Mandl (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch* (S. 139-151). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Weiner, B. (1986). *An attributional theory of motivation and emotion*. New York: Springer.